Charaktere
der
vornehmsten Dichter
aller Nationen;
nebst
kritischen und historischen Abhandlungen
über Gegenstände der schönen Künste
und Wissenschaften

von

einer Gesellschaft von Gelehrten.

Ersten Bandes erstes Stück.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung.
1792.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede der Herausgeber.

Der Geist unsers Zeitalters ist, in politischer und litterarischer Rücksicht, ein Geist der Zerstörung. Statt die Fehler und Lücken alter Einrichtungen zu verbessern und auszufüllen, reißt man lieber alles ein, und baut von Grund aus neu auf. Schwerlich aber möchte, im Auge des unpartheyischen Be-

obachters, der reine Gewinn immer der Kosten und des gemachten Aufwands von Zeit und Mühe werth seyn. Die Unvollkommenheiten des alten Gebäudes werden, wenn es gut geht, vermieden, steht aber nun das neue da, so entdecken sich bald neue, gewöhnlich die entgegengesetzten Fehler, und das Ganze ist zwar anders, aber nicht besser worden. Zuverläßig würden die Wissenschaften bey der großen Anzahl derer, die in unsern Tagen sich mit ihnen beschäftigen, weit sicherer und schneller ihrer Vollkommenheit sich nähern, wenn die Sucht unserer Gelehrten, für Schöpfer, Erfinder, Umbilder zu gelten, sich in einen mäßigern Ehrgeiz verwandelte; wenn sie ihren Ruhm, in der Verbesserung und Vollendung des schon Geschaffenen und Gebildeten suchen wollten.

Der Werth und die Brauchbarkeit der Sulzerschen Theorie der schönen Künste und Wissenschaften sind entschieden. Sie hat Mängel, nicht unbeträchtliche Mängel und Lücken; die Wissenschaft des Schönen (man verzeihe uns, der Kürze wegen, diesen freylich nicht ganz richtigen Ausdruck) hat seit ihrer Erscheinung manchen großen Schritt vorwärts gethan; allein weder jene Mängel noch diese Fortschritte scheinen uns so beträchtlich, daß schon jetzo die Ausarbeitung eines ganz neuen Werks der Art über diesen Gegenstand nöthig wäre. Sehr nöthig und verdienstlich aber dünkt uns das Unternehmen, durch Zusätze und Berichtigungen dem schätzbaren Werke einen noch höhern Grad von Brauchbarkeit zu geben, und

den Weg weiter zu verfolgen, den der verdienstvolle Herr Hauptmann von Blankenburg mit seinen litterarischen Nachträgen schon so rühmlich betreten hat.

So vollständig das Sulzersche Werk im Ganzen ist, so fehlen doch einige wichtige Artikel: z. B. Roman, Epistel, Possenspiel u. s. w. und von minder wichtigen noch ungleich mehrere, die wenigstens eben so gut, als andere, die wirklich aufgenommen worden, eine Stelle verdient hätten: z. B. Stanze, Pointe, Hiat, Zwischenakt u. s. w. Der Abschnitt Roman im gegenwärtigen Hefte ist der erste Versuch zu Ausfüllung dieser Lücken.

Charakteristik der vornehmsten Dichter und Dichterwerke gehörte eigentlich gar nicht in den Plan des Sulzerschen Werks, das dem Titel nach blos Theorie seyn sollte. Auch sieht man aus der Bearbeitung der hieher gehörigen Artikel, daß der sel. Sulzer selbst sie nur als Nebensache betrachtete. Sie sind größtentheils mager und unbefriedigend: (man sehe die Artikel: Sophokles, Euripides, Pindar u. s. w.) sehr unbedeutende Dichter, selbst solche, von denen man nur Fragmente oder gar nichts mehr übrig hat, Archilochus, Archelaus sind aufgenommen, dagegen fehlt Theokrit, und andere noch wichtigere. Außer den Griechen und Römern hat nur Oßian eine Stelle erhalten. Neuere Dichter findet man gar nicht.

Gleichwohl würde eine Charakteristik der vornehmsten Dichter und Künstler, Gedichte und Kunstwerke aller kultivirten Nationen aus allen Zeitaltern ein sehr nützliches und lehrreiches Werk seyn, das zur ächten, nicht einseitigen Bildung des Geschmacks, ja selbst zu einem fruchtbarern Studium der Theorie der schönen Künste und Wissenschaften die besten Dienste leisten könnte. Freylich müßte man sich nicht begnügen, in allgemeinen Ausdrücken die Verdienste und Eigenheiten der Dichter und Künstler anzugeben, sondern ihren Geist und ihre Manier näher bestimmen; durch kurze aber zweckmäßige Proben aus ihren Werken vollständigere Begriffe davon geben, als durch bloße Beschreibungen möglich ist;

den Einfluß, den sie auf den Geschmack ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt gehabt, die Bildung, die sie selbst durch den herrschenden Geschmack ihres Jahrhunderts und den Einfluß der Zeitumstände erhalten haben, entwickeln u. s. w. Zu einer solchen allgemeinen Charakteristik Beyträge zu liefern, ist die Absicht der Verfasser dieser Sammlung. Was bey Sulzern Nebensache war, ist ihr Hauptzweck, und so kann man diesen Versuch auch als ein von der Sulzerschen Theorie ganz unabhängiges, eignes Werk betrachten und brauchen.

Doch nicht blos auf die Charakteristik einzelner Dichter u. s. w. werden sich die Verfasser ein-

schränken. Von Zeit zu Zeit werden sie auch kurze Abrisse der Geschichte der Poesie überhaupt und einzelner Dichtungsarten, der schönen Künste und einzelner Zweige derselben bey den verschiedenen Nationen liefern. Den Plan, den sie dabey beobachten werden, kann man aus der hier gelieferten Geschichte der römischen Poesie beurtheilen. Man wird Resultate eigener Untersuchungen und Prüfungen, nicht nachgesprochene Urtheile, und trockne Gerippe von Nahmen, Jahrzahlen und Titeln finden.

Jede Messe soll wenigstens Ein Stück, von der Stärke des gegenwärtigen, erscheinen, von denen zwey einen Band ausmachen werden. Wenn

das Publikum unser Unternehmen unterstützt, so kann es sicher auf eine regelmäßige Erscheinung der Stücke rechnen. Die Gesellschaft, aus deren Beyträgen diese Sammlung erwächst, ist zahlreich genug, daß die Fortsetzung ununterbrochen erfolgen kann, ohne daß sie sich deshalb bey der Ausarbeitung zu übereilen brauchte. Doch, wir wollen desto weniger versprechen, je mehr wir zu leisten willens sind. Wem zur Würdigung eines Werks der Nahme des Urhebers unentbehrlich ist, der wird genöthigt seyn, sein Urtheil bis zum Schluß des ganzen Werkes zu versparen; denn da erst werden wir diejenigen Mitarbeiter, von denen wir die Erlaubniß dazu erhalten, nennen und ihren Antheil bestimmen.

Die Ordnung der Artikel nach dem Alphabet haben die Verfasser aus guten Gründen verworfen. Sie würde für sie ein drückender Zwang gewesen seyn, und den Lesern nicht den mindesten wesentlichen Vortheil verschaft haben. Die Verfasser fordern zur Ausarbeitung ihrer Beyträge wichtigere Bestimmungsgründe, als die Folge der Buchstaben des Alphabets. Sie werden diejenigen Materien, diejenigen Dichter und Künstler zuerst bearbeiten, zu denen sie durch eine besondere Liebe, durch den Gang ihrer Geschäfte, ihrer Lectüre u. s. f. geführt werden. Eine Inhaltsanzeige bey jedem Stücke und Bande, und ein vollständiges Register am Schluße des ganzen Werks werden, auch beym Nachschlagen, die Bequemlichkeit der

alphabetischen Form größtentheils ersetzen. Leipzig und Gotha, in der Ostermesse 1792.

D. u. S.

Inhalt.

I. Kurzer Abriß der Geschichte der römischen Poesie. S. 1
II. Roman. 38
III. Zusatz zu dem Artikel Takt im Sulzerschen Wörterbuch. 45
IV. Pindar. 49
V. Bernard de Fontenelle. 77
VI. Theokrit. 89
VII. Albrecht von Haller. 118
VIII. Clement Marot. 141
IX. Catull. 158
X. Ewald Christian von Kleist. 172

I. Kurzer

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Kurzer Abriß der Geschichte der römischen Poesie.

Die wissenschaftliche Cultur der Römer ist nur ein Wiederschein der griechischen. In Griechenland brach das Licht der Aufklärung von selbst aus der Nacht der Barbarey hervor; Rom fing die letzten Strahlen dieses glänzenden Gestirnes auf, und es leuchtete noch über dem Horizonte Italiens, nachdem es für Griechenland längst erloschen war. Wer über die Entstehung und Ausbildung der römischen Dichtkunst schreiben will, darf diese Bemerkung niemals aus den Augen lassen.

Die Stammväter Roms, ein vermischtes Geschlecht von Eingebohrnen, pelasgischen und trojanischen Flüchtlingen, beyde vorlängst aber zu Einem Volke zusammengeschmolzen, brachten den Saamen politischer und religiöser Cultur aus Alba longa, ihrer Mutterstadt, in die

Ringmauern Roms. Während der neue Staat gegründet und die Regierungsform eingerichtet wird, steht die Ausbildung des Geistes still; und Stillestehn der Cultur ist in den meisten Fällen Rückkehr in die Barbarey. Von den benachbarten Völkern befeindet, kämpft Rom lange Zeit um seine bürgerliche Existenz, gründet die Säulen des Staats und gewinnt unter den Nachbarn Ansehn und Macht. In dem kriegerischen Staat werden körperliche Kräfte am höchsten geschätzt und die Kräfte des Geistes werden nur in Beziehung auf den Vortheil des Staates geübt. Die reizenden Spiele der Phantasie werden von dem rauhen Römer verachtet, weil es nur Spiele sind. Den Göttern aber, welchen jedes barbarische Volk seine Sinnesart leiht, schallten nur selten Hymnen und Chöre, und diese waren zum Theil von fremden Nationen entlehnt. Denn die Einwirkung der gegenwärtigen Gottheit fühlte der Römer in seinen Tempeln nicht so wie der Grieche, der an heiliger Stätte zuerst die begeisterte Rede mit der Melodie der Leyer und dem Rhythmus des Tanzes verband. Und wenn der Römer seine Götter mit Hymnen, Tänzen und Schauspielen *) feyerte, so folgte

*) Die ersten dramatischen Vorstellungen bekamen die Römer aus Hetrurien. Livius (VII. 2.) erzählt, als bey einer wüthenden Pest die Gemüther des Volks mit Angst erfüllt waren, bediente man sich unter andern Versöhnungsmitteln auch der Schauspiele. Man holte Histrionen aus Hetrurien, welche zum Schall der Flöte eine Art von Ballet aufführten.

er auch hier nicht der Stimme seines Gefühls, sondern der religiösen Sitte der Hetrusker, welchen er sklavisch die Gebräuche abborgte, die der empfindsamere Grieche in heiliger Begeisterung selbst erfand.

So verflossen beynahe sechs Jahrhunderte in einer ununterbrochenen politischen und militärischen Thätigkeit. Wenn es wahr ist, daß der Lorbeer Apolls, wenn er gedeihn soll, mit Blute begossen seyn will, und die Musen unter dem Geräusche der Waffen erwachen, so bedarf es hiernächst der Ruhe und Muße, damit sie sich sammeln. In Rom erschien die Zeit dieser Ruhe und des stillen Genusses nicht eher, als bis die Staaten Italiens zu Boden gedrückt, und die Küstenbewohner des mittelländischen Meers, durch die raschen Streiche des römischen Kriegsgeistes, wo nicht verwundet, doch betäubt worden waren. Die Kraft von Carthago ward bey den ägadischen Inseln zuerst geschwächt. Rom hob sein Haupt empor, und da es rund umher über gebeugte und unterjochte Völker hinwegsah, und bey diesem, seinem despotischen Geiste erfreulichen Anblick, die Größe seiner Thaten erwägte, empfand es zum erstenmal ein Verlangen, von den längst geärnteten Früchten seiner Mühe genießen zu können.

In seinen Kriegen selbst hatte sich Rom zum feinern Genuß des Lebens vorbereitet. Die Erbitterung und der Haß, womit es seine Nachbarn bekriegt hatte, nahm mit dem Maaße der Entfernung des Feindes ab;

und mit jedem Schritt, den es in seinen Eroberungen vorwärts that, that es einen Schritt zur Cultur. Denn der Sieg über die Nachbarn verschaffte nur einen Zuwachs an Ländereyen und zinsbaren Unterthanen; aber die Siege über die entferntern Nationen begleiteten Reichthümer, Sitten und Kenntnisse. Die Eroberung von Unter-Italien und die Bekanntschaft mit den griechischen Colonien, welche diese glückseeligen Gegenden in großer Anzahl bevölkert hatten, bereiteten gleichsam den Empfang der griechischen Musen vor, welche, kurz drauf von triumphirenden Feldherrn in die Hauptstadt eingeführt, dem Uebermuthe der siegreichen Römer dienten.

Ein unbedeutender Krieg in Illyrien führt die Römer in Griechenland ein. Griechenland achtet sie, als die Beschützer seiner Freyheit, den Göttern gleich, und überläßt sich, in seiner Begeistrung und dem innigen Gefühl seiner Schwäche, dem herrschsüchtigen, treulosen Volke, das nach den Siegen über Mazedonien und den König von Syrien, die Rolle eines Beschützers verlernt. Jede griechische Völkerschaft, die ein Mistrauen gegen die Aufrichtigkeit des mächtigen Schutzherrn zu fassen wagt, wird mit Strenge gezüchtigt und dem römischen Joch unterworfen. Fast zu einer Zeit wird Karthago und Korinth ein schreckliches Opfer der römischen Herrschsucht und ihrer grausamen Politik.

In diesem Jahrhundert, das seit dem Ende des ersten punischen Kriegs bis auf die Zerstörung der reich-

sten und prächtigsten Städte der alten Welt verfloß, fing die kriegerische Stadt zu genießen an. Unermeßliche Reichthümer strömten dahin. Die plötzliche Vermehrung des Vermögens erzeugte die widersprechendsten Laster, Verschwendung und Habsucht. Begierde nach körperlichem Genuß und sinnlichen Vergnügungen bemächtigte sich der Gemüther zuerst. Asiatische Schwelgerey in Kleidung und Kost riß unter den Vornehmern ein. Was der Sinnlichkeit schmeichelte, wurde geschätzt; darum stand die Kochkunst nicht weniger in Ehren, als Mahlerey, Baukunst und Bildhauerey. Aber edler und rühmlicher war es doch, der Eitelkeit zu fröhnen, welche die Künste befördert, als jener groben Sinnlichkeit, welche nur das achtet, was den Gaumen vergnügt. Aechtes Gefühl für das Schöne und Erhabne, und eine uneigennützige Liebe zu den Künsten der Musen, scheinen mir die Römer in diesem Zeitalter nicht besessen zu haben. Wo eine übermäßige Liebe zur Pracht herrscht, pflegt das Gefühl für die Schönheit abzusterben. Nun aber würden die Römer jener Zeit die unschätzbaren Kunstwerke, von denen sie Sicilien, Griechenland und Asien entblößt hatten, wenig geachtet haben, wenn sie dieselben den Augen der staunenden Menge hätten verbergen müssen.

Unter den übrigen Künsten des Luxus zog auch die Dichtkunst hin und wieder die Blicke der entartenden Römer auf sich. Wahres Gefühl für dieselbe war wenig, desto mehr Prahlerey. Gelehrte Sklaven zu hal-

ten galt für Geschmack. Da die Poesie nur ein Werkzeug der Unterhaltung seyn sollte, und der Dichter etwa nur dann Gehör fand, wenn die Buden der Seiltänzer und Fechter ledig standen, achtete sich der Römer viel zu gut, Hand an das Werk zu legen und den Musen selbst zu opfern. Für Roms Vergnügen zu sorgen, war der Ausländer Pflicht. So wie es die Werke der bildenden Künste den Griechen entführt hatte, so lieh es auch von ihnen die Werke der Poesie. Die römische Sprache modelte sich von neuem nach der griechischen, aus der sie ursprünglich entstanden war. Zahlreiche Uebersetzungen der erhabnen Originale des Sophokles und Euripides erschienen auf dem neuen Theater von Rom *) und befriedigten die Neugierde des römischen Volks, das sich auch dann noch als Sieger betrachtete, wenn sich seine Eroberungen bis auf die Geisteswerke fremder Nationen erstreckten.

Die dramatische Poesie, welche der Absicht zu vergnügen am meisten entsprach, fand auch zuerst Eingang und Aufnahme. Livius Andronicus, ein römischer Sklave griechischer Abkunft, **) übersetzte die

*) Graecis admovit acumina chartis.
Tentavit quoque rem, si digne vertere posset.
Horat. II. Epp. 1. 161.

**) Livius war ein gebohrner Tarentiner und Sklave des Livius Salinator, dessen Kinder er unterwies. Er gab die erste Tragödie unter dem Consulat des C. Claudius Cethegus und M. Sempronius Tuditanus; im J. der St. 514. Wie er die Trennung der Gestikulation und Deklamation auf dem römischen Theater

Meisterstücke der griechischen Bühne, und führte regelmäßige Trauerspiele auf, da wo vormals nur die Possenspiele tuscischer Histrionen gesehn worden waren. Auf seinen Spuren gelangten Nävius *), Attius, und Pacuvius **) zum Ruhm. Denselben Weg schlug auch

veranlaßt habe, erzählt Livius VII, 2. Er verfertigte auch lyrische Gedichte: unter andern einen Hymnus bey einer Supplication. Livius XXVII. 37.

*) Nävius war aus Campanien gebürtig, also ebenfalls durch griechischen Unterricht gebildet. Er kopirte die Schriftsteller der alten griechischen Komödie mit Anwendung auf Rom. Aber schon damals mochten die Großen diese Freyheit nicht vertragen. Er mußte aus Rom weichen (im J. der St. 550.) und starb in Utika. Cicero fand seine Stücke mit Laune gewürzt. Wenn folgende Grabschrift, die man ihm zuschreibt, von ihm selbst ist, so kann es ihm an Vertrauen auf sich nicht gefehlt haben:

Mortales immortales flere si foret fas,
Flerent divae Camoenae Naevium poëtam.
Itaque postquam est Orcino traditus thesauro
Oblitei sunt Romae loquier latina lingua.
Gellius N. A. 1. XXIV.

**) M. Pacuvius aus Brundusium in Groß-Griechenland; gegen das Ende seines Lebens begab er sich nach Tarent. Er war als Maler und Tragiker berühmt. Die Bruchstücke seiner Trauerspiele zeigen hinlänglich, daß er alles von den Griechen lieh. Doch daß er nicht Wort für Wort übersetzt habe, sagt Cicero Acad. Quaest. I. 3. Zu den Zeiten dieses Redners ward er zu Rom noch immer geehrt. De opt. gen. Orat. 1. — Attius ward sein Nebenbuhler, und man verglich beyde häufig mit einander, wie man den Sophokles

Ennius *) ein; ein treflicher Kopf, und in mehr als einer Rücksicht Vater der römischen Poesie. Aber sich von der Nachahmung der griechischen Werke loszureissen, war auch dieser kühne Geist dennoch nicht kühn genug. Denn die Vortreflichkeit großer Schriftsteller, in Werken des Geschmacks, belastet den Geist nachfolgender Zeiten mit einem Joch, das den originellen Kopf

und Euripides vergleicht. Die Sprache des Attius war rauh aber stark. (Ovid schreibt ihm ein Os animosum zu. Amor. 1, 15. 19.) Pacuvius gestand ihm die Erhabenheit selbst zu, indem er seine Sprache tadelte, wie aus einer Anekdote bekannt ist, welche Gellius erzählt. XIII. 2. Ich will noch das Urtheil des Quintilian über diese beyden Schriftsteller hierher setzen. (Inst. X. 1. 97.) Tragoediae scriptores, Accius et Pacuvius, clarissimi gravitate sententiarum, verborum pondere et auctoritate personarum. Ceterum nitor et summa in expoliendis opribus manus, magis videri potest temporibus quam ipsi defuisse.

*) Ennius war aus Rudiä einer griechischen Colonie in Calabrien. Sein Leben siehe bey Chauffepié V. Seine Uebersetzungen griechischer Tragödien, seine Euhemerus und Epicharmus, sind, sammt seinen Annalen, einem historisch-poetischen Originalwerk, zu Grunde gegangen. Die leztern enthielten schöne Stellen mit vielen Trivialitäten vermischt. Einen reinen Geschmack darf man in diesem Zeitalter bey keinem Dichter erwarten, aber wohl Stärke der Gedanken und des Ausdrucks, mit Rauhigkeit. Lukrez und Virgil benuzten ihn oft. Das Lob, das der erstere ihm ertheilt, mag hier eine Stelle finden: (De N. R. 1, 118.)

Ennius ut noster cecinit, qui primus amoeno
Detulit ex Helicone perenni fronde coronam,
Per gentes Italas hominum quae clara clueret.

zum Nachahmer herabzieht; und die Größe eines sich früher bildenden Volks hält die später blühende Nation in dem Laufe zur wahren Vollkommenheit auf.

Ich weiß nicht, ob der römische Geist sich jemahls von selbst zur Dichtkunst würde gebildet haben; aber so viel ist offenbar, daß die Poesie dieses Volks in dieser ersten Epoche keine andre Eigenthümlichkeit hat, als von dem Genius der Griechen geweckt zu seyn. Große Köpfe hat es unter den Römern gegeben; aber indem sie sich nach griechischen Mustern modelten, entging ihnen die genialische Kraft, welche in den Werken der Griechen das Gemüth mit Erstaunen erfüllt, und, selbst in ihren Verirrungen von der Linie des Schönen, Bewundrung erregt. Aber dem Römer ward es schwer, seine Blicke ins Freye zu richten, und den Weg zu entdecken, der gerade zum Ziele führte, in einem Gefilde, wo ihm so viele Wegweiser entgegen kamen, die ein günstiges Vorurtheil für untrüglich auszugeben pflegte. Auch in spätern Zeiten trägt die römische Poesie den Charakter, der ihr bey ihrer Geburt aufgedrückt ward. Immer scheint sie mehr ein Werk der Kunst und zum Vergnügen bestimmt, als ein Produkt eigenthümlicher Geisteskraft; und die Begeistrung der römischen Dichter gleicht öftrer einer Flamme, welche mühsames Reiben hervorgebracht hat, als jenem göttlichen Feuer, das sich von selbst in dem Schooße der Wolken entzündet.

Indessen bildete sich die rohe Sprache mit unglaublicher Schnelligkeit. Innerhalb eines Zeitraums von weniger als funfzig Jahren, schallten auf der römischen Bühne die saturnischen Verse *) des Livius Andronicus und die anmuthige Sprache des Plautus, welche den Römern ein Wiederklang der Sprache der Grazien schien. **) Ihm folgte, in einem kleinen Zwischenraum, der zierliche Terenz, welcher der Menander der Römer geworden wäre, wenn er den Menander nicht hätte übersetzen wollen. Seine Komödien, Produkte des höchsten Fleißes und des feinsten Geschmacks, mußten sich indeß, wie jene Arbuscula, ***) mit dem Beyfall der höhern Stände für die Kälte des Volkes trösten, welches die Künste der Seiltänzer besser als die Feinheit und Eleganz des ernsthaften Komikers zu bewundern verstand. ****)

*) Versus, quos olim Faunei Vatesque canebant,
Quom neque Musarum scopulos quisquam superarat,
nec dictei studiosus erat. — Ennius. — Verse, die zwar eine gewisse Mensur, aber kein regelmäßiges Sylbenmaas hatten; in denen man die Sylben mehr zählte als abwog, hießen saturnische. Ein Gedicht des Nävius über den ersten punischen Krieg, war in solchen Versen geschrieben.

**) Quintil. Inst. X. 1. 99. Varro dicit, Musas, Aelii Stilonis sententia, Plautino sermone locuturas fuisse, si latine loqui vellent.

***) Horat. I. Serm. 10. 76.
— nam satis est, equitem mihi plaudere: ut audax
Contemtis aliis explosa Arbuscula dixit.

****) Prologus ad Hecyram. 25.
Cum primum eam agere coepi, pugilum gloria,

Nachdem die dramatische Poesie die Zeiten des gebildetern Geschmacks vorbereitet hatte, stand sie plötzlich, nach Terenz und Pacuvius, still. Man hat verschiedentlich nach den Gründen dieses Stillstehns geforscht. Man könnte sagen: Nachdem die Römer mit übersetzen fertig waren, und es keine Dramatisten in Griechenland mehr gab, fehlte es ihnen an Stoff. Aber es ist nicht nöthig, zu diesem für die Römer wenig ehrenvollen Grunde Zuflucht zu nehmen. Denn es ist fürwahr nicht schwer, einzusehn, wie das Wohlgefallen des römischen Volks an dieser Gattung von Vergnügen jedem andern in kurzem weichen, und die dramatische Kunst zuletzt gänzlich entschlafen mußte. Alle Arten von Schauspielen waren zu Rom von der Polizey für das Vergnügen des großen Haufens angeordnet. Auf Bildung des Geschmacks ward hiebey wenig gesehn; alles kam auf Befriedigung der Menge an. Die Menge aber will belustigt seyn, nicht blos vergnügt; erschüttert und nicht entzückt. Das Schauspielhaus steht leer, so bald eine Hinrichtung zu sehen ist. Die edlern Empfindungen sind für grob organi-

Funambuli eodem accessit expectatio:
Comitum conventus, studium, clamor mulierum
Fecere, ut ante tempus exirem foras. — refero denuo;
Primo actu placeo. Cum interea rumor venit
Datum iri gladiatores, populus convolat,
tumultuantur, clamant, pugnant de loco.
Ego interea meum non potui tutari locum.
Man vergleiche Horaz II. Ep. 1. 182. Saepe etiam audacem fugat hoc terretque poetam u. f.

sirte Seelen ein leerer Tand. Und wie waren denn die Schauspiele beschaffen, an denen sich das römische Volk ergötzen sollte? Waren sie seinen Kenntnissen und Geisteskräften angemeßen? stellten sie Dinge vor, die seine Neugierde reizten? schmeichelten sie ihm durch Darstellung seiner Sitten und Denkungsart? Es scheint mir, als hätten sie von dem allen gerade das Gegentheil gethan. Griechische Sitten und Handlung; Begebenheiten einer mythischen, nur dem griechisch Gelehrten bekannten Welt, in einer gräzisirenden Sprache dargestellt, waren die Gegenstände der komischen und und tragischen Bühne zu Rom. Was Wunder, wenn das Volk, nach Befriedigung der ersten Neugierde, den Geschmack an Dingen verlor, an denen es nur einen sehr schwachen Antheil nahm, oder die es vielmehr gar nicht verstand? *)

*) Den Seneca ausgenommen, dessen weiter unten Erwähnung geschehn wird, sind mir aus den Zeiten nach Attius nicht mehr als drey Dichter bekannt, welche Tragödien geschrieben haben. L. Varius, der Freund Virgils, dessen Thyest eine große Celebrität bekam. Dialogus de Orat. c. 2. Quintil. Inst. X. 1. 98. Daß er aber außer dieser Tragödie noch mehrere geschrieben, ist mir nicht bekannt. Ovid schrieb eine Medea; aber dieß blieb ebenfalls sein einziger Versuch in der dramatischen Gattung, ungeachtet er nicht übel ausgefallen war. Quintil. X. 1. 98. P. Pomponius Secundus, ein Zeitgenoße des ältern Plinius, quem senes parum tragicum putabant, eruditione ac nitore praestare confitebantur. Eben fällt mir noch der Bruder des Cicero ein, welcher in sechszehn Tagen vier Tra-

In dieser Epoche des ersten Selbstgefühls der Römer und der ersten innigen Bekanntschaft mit den gebildeten Griechen, ward keine Wissenschaft mit größerm Eifer umfaßt, als Rhetorik und Philosophie. Eine aus der Verfassung des Staats entsprungene Nothwendigkeit hatte schon in den vorhergehenden Zeitaltern eine natürliche Beredsamkeit erzeugt, welche bey dem Volke in nicht geringen Ehren stand. Regeln kannten sie nicht. Ihre Kunst bestand in Uebung und Fertigkeit. Als aber die griechischen Redekünstler nach Rom kamen, vereinigte sich die Kunst mit dem natürlichen Talent. *) Auch die Philosophie wurde getrieben; und obgleich die Strenge der alten Römer ihr anfänglich eine Wohnung in der Stadt versagte, fand sie demohnerachtet Schutz. Das Bürgerrecht hat sie indeß niemals erlangt. Sie ward geschätzt, als eine Gehülfinn der Beredsamkeit, als eine anständige Beschäftigung in müßigen Stunden, und nicht selten, als eine Mode, welche Ansehn verlieh. Aber der große Haufe verachtete die Philosophie und alle von dem besiegten Volke geliehenen Wissenschaften, als einen Schandflecken des römischen Nahmens, als Werkzeuge der Weichlich-

gödien zu Stande brachte. Cicero ad Fratr. III. 6. — Nach Terenz ist mir kein einziger nahmhafter Komiker bekannt.

*) Eine vortrefliche Geschichte des Anfangs und Fortgangs der römischen Beredsamkeit enthält der Brutus des Cicero.

keit, der Ueberlistung und Prahlerey. *) Es ist eine bekannte Sache, daß die in griechischen Wissenschaften gelehrten Redner, ihre Kenntnisse, als einen Gegenstand der Verachtung und des Argwohns, vor den Augen des vorurtheilenden Volks zu verbergen bemüht waren.

Da der Müßiggang zu Rom von Tag zu Tag überhand nahm, wurde auch der Hang zu den Künsten und Wissenschaften größer und ausgebreiteter. Denn das Bedürfniß leere Stunden auszufüllen, brachte den Wissenschaften die meisten Anhänger, nicht aber jener unbesiegliche Durst nach Kenntnissen, worinnen sich der Gelehrte verliert und in dessen Befriedigung er das Glück seines Lebens setzt. Die alte republikanische Tugend, Zucht und Arbeitsamkeit für den Staat verschwand; Egoismus riß ein. Das Bestreben nach Ehre nahm in den Gemüthern ab, aber die Begierde nach Ehrenstellen wuchs. Geldgeiz und Wollust ließ für beßre Empfindungen in den Gemüthern wenig Raum. Und da einige wenige alles, die größte Anzahl nichts besaß, oder von Schulden zu Boden gedrückt ward, entstand Misvergnügen und Groll und hieraus sträfliche Partheysucht. Der Patriotismus eben so wohl als der Eigennutz lös'ten die Bande des Staates auf und führten ihn seinem Untergang zu. Der Krieg der

*) Die Gründe der Verachtung der griechischen Wissenschaften sind umständlicher entwickelt von Garve in den Anmerkungen zum Cicero II. Buch. S. 3 ff.

Bundsgenossen spielte zuerst den schrecklichsten Scenen vor, deren Schauplatz die Hauptstadt selbst war. Italien ward verwüstet und seine blühenden Städte zerstört. Aber kurz darauf wurden die verheerten Aecker von neuem mit Bürgerblut gedüngt, und von den Strömen desselben die letzten noch übrigen Funken des Patriotismus ausgelöscht. Was die Schlacht verschont hatte, tilgte die Wuth der Proscriptionen von der Erde weg. Die römische Freyheit erlosch, und der durch Größe ohnmächtige Staat ward das Eigenthum eines kühnen Eroberers seines Vaterlands.

Dem Erlöschen der Freyheit folgte eine noch größere Unthätigkeit, und diesem ein dringenderes Bedürfniß nach Vergnügen aller Art. Die öffentlichen Schauspiele, Triumphe und Feste wurden daher mit unerhörter Abwechselung und Aufwand gefeyert. Was die Ausschweifungen des Luxus begünstigte war auch der Ausbreitung der Wissenschaften nicht undienlich. Aber wo der Hang zu denselben aus den trüben Quellen der Trägheit und Eitelkeit fließt, da gewinnen die Wissenschaften zwar ein weiteres Feld, aber ihr innrer Werth nimmt wenig zu. Der Geist dessen, der sie treibt, wird zwar verfeinert und bereichert, aber seine Kraft schwindet dahin, und sein eigenthümliches Gepräge reibt sich ab. Diese Erfahrung haben die Römer in einem Zeitalter gemacht, welches, wenn man auf die Menge der Schriftsteller und ihren Geschmack Rücksicht nimmt, mit Recht für das goldne Zeitalter der römischen Lit-

teratur gehalten wird. Der Zufluß griechischer Ideen dauerte in demselben noch fort, und war vielleicht stärker als je. Griechenland, welches die Zeit seiner Blüthe längst überlebt hatte, aber an Richtigkeit des Geschmacks alle Nationen noch weit übertraf, sendete Schaaren von Gelehrten nach der Hauptstadt ab, welche ihre Sprache in die gute Gesellschaft einführen und mit derselben ihre Denkungsart und ihren Geschmack in die Gemüther der vornehmen Römer verpflanzen. Und so kam es bald dahin, daß, den römischen Geist mit dem griechischen vertauscht zu haben, für ein Zeichen des Adels galt. Der Knabe wurde von griechischen Lehrmeistern unterwiesen und der Jüngling bildete sich in Griechenland aus. Da man also, was Wahr, Gut und Schön sey, nur von Griechen lernte, welche der römischen Cultur die erste Richtung gegeben hatten, und immer auf dieselbe zu wirken fortfuhren, und man keinen Unterricht und Muster bey andern Nationen fand, so ist es nicht zu verwundern, wenn die Römer, auch in dieser Epoche ihrer höchsten Ausbildung, unablässig auf dem Wege der Nachahmung fortschritten und keine andern Ideale in ihrer Seele herrschten als solche, welche von griechischen Mustern abgeleitet waren.

Nur wenige Dichter dieses Zeitraums erhuben sich zur Originalität. Die meisten lagen der Nachahmung ob, entweder in dem Stoff oder in der Behandlung; viele, auch von den besten, in beyden zugleich. Lucretius

tius Carus überkam die Materie seines unsterblichen Gedichts über das Wesen der Dinge aus der Schule eines griechischen Weltweisen; aber die Betrachtung desselben hatte ihn mit der höchsten Begeistrung durchdrungen, und in seiner Seele lebte der aufrichtige Wunsch, die ganze Welt zur Ueberzeugung von der Wahrheit der wohlthätigen Lehre Epikurs zu bringen. Daher ist seine Darstellung feurig, wahr und original; und wenn er nachgeahmt hat, so ist seine Nachahmung wenigstens nicht auf ein einziges Muster gerichtet gewesen. Catull ist in seinen Einfällen original; aber seine meisten und, wie es scheint, seine besten Werke, sind Uebersetzungen griechischer Arbeiten. Tibull hingegen scheint seinen Empfindungen, die er in der neusten, schönsten und edelsten Sprache vortrug, mehr als der Nachahmung zu verdanken zu haben; während Properz es für seinen größten Ruhm achtete, seinen eignen Geist, in Erlernung griechischer Gelehrsamkeit und in der Zusammensetzung fremder Schönheiten, verschwendet zu haben. Und gleichwohl würde er den Tibull vielleicht noch übertroffen haben, wenn er Entschlossenheit genug besessen hätte, den alexandrinischen Flitterstatt zu verschmähn und seiner eignen Empfindung getreu zu seyn. Aber er hatte sich Dichter zum Vorbild gesetzt, die lieber gelehrt als gefühlvoll, lieber sinnreich als wahr scheinen wollten. Wenn daher die Eitelkeit des Gelehrten dem Properz den Vorzug giebt,

so greift der Liebhaber wahrer Poesie nach dem Tibull. *)

Zwey Dichter vornämlich haben dieser Epoche den Nahmen des goldnen Zeitalters der römischen Dichtkunst verschaft; beyde Zöglinge der Griechen; aber hierdurch nur zu größerer Vortreflichkeit erhoben, ohne gänzlichen Verlust ihrer Originalität. Erstlich Virgil; der Schöpfer einer neuen Sprache; der Urheber einer neuen Epoche der römischen Poesie.

Der große Dichter besteht durch die Vereinigung dreyer Stücke. Diese sind eine feurige, aber wohlgeordnete Einbildungskraft; ein tiefer, durch mannichfaltige Kenntnisse gebildeter Verstand; eine unbeschränkte Herrschaft über die Sprache und ihren Gebrauch in dem mechanischen Theile der Poesie. Die erste Eigenschaft ist die unerlaßliche Bedingung zu dem dichterischen Kopf; durch die Vereinigung derselben mit den dritten entsteht der Dichter. Der Besitz der zweyten allein sichert dem Dichter den Ruhm und Beyfall der spätesten Nachwelt.

*) Sehr richtig charakterisirt Muretus diese beyden Dichter in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Properz: Summa in Tibullo elocutionis elegantia et proprietas; summa in Propertio eruditionis poëticae copia et varietas: in illo Romana prope omnia, in hoc pleraque transmarina. Illum nativa quaedam et incorrupta Romani sermonis integritas, in media urbe natum et altum esse, perspicue ostendit; hunc praeter caetera forma et character ipse dicendi in Graecorum poetarum scriptis assiduissime versatum esse demonstrat.

Unter allen Dichtern scheint mir Homer diese Eigenschaften auf einmahl in ihrer höchsten Vollkommenheit besessen zu haben. Virgil hat ihm nachgestrebt; und wenn er den Gipfel nicht erstiegen hat, auf welchem der Grieche thront, so ist der Cultur und Kraftlosigkeit seiner Zeit einige Schuld davon beyzumessen.

Virgils Kenntnisse waren groß und mannichfaltig; sein Verstand gebildet und tief; nichts kam der Feinheit seines Geschmackes gleich. In Sprache und Versbau hat es ihm niemand zuvorgethan. Denn den saturnischen Rost der alten Zeit, der die Werke des Ennius verunstaltete, und selbst an dem erhabnen Gedicht des Lucretius haftete, schliff er ab, gab dem Gebiet der poetischen Sprache bestimmte Gränzen, und bildete sie innerhalb derselben zur höchsten Vollkommenheit aus. So wie für die Sprache überhaupt, so wurden seine Werke auch für den Versbau Gesetz und Regel. Den Wohlklang zu finden, war bisher nur dem Zufall geglückt, und das ungebildete Ohr des Römers hatte seinen Dichtern Rauhigkeit und Härte leichtlich verziehn. Aber in Virgils Werken herrschte überall die ewig junge Harmonie, die Schwester und Genoßinn der Grazien, deren Hauch jedem Verse den Wohlklang, jeder Periode den Rhythmus verleiht, der die Analogie des Gedankens und Ausdrucks vollendet.

Den großen Dichter zur Vollendung zu bringen, fehlte dem Virgil ein höherer Grad von Einbildungskraft und erfinderischem Geist. Die Ideen seiner frü-

hern Werke lieh er vom Theokrit; sein spätestes Werk war der Widerschein der Bewundrung, mit der Homer ihn erfüllt hatte. Dennoch ist selbst die Art, wie er lieh, und der Gebrauch, den er von der Beute Griechenlands machte, bewundernswürdig und groß. Griechischer Geschichte und griechischen Fabeln drückte seine Hand den Stempel des römischen Geistes auf; und die Thaten des Helden von Ithaka, einem trojanischen Flüchtlinge zugeeignet, wurden wichtig für Rom. Aber eigenthümlichen Geist zeigte Virgil, meines Bedünkens, am meisten in seinem Gedicht über die Landwirthschaft. Und hierinne ist es sichtbar genug, daß Reichthum an Kenntnissen und Größe der Sprachfertigkeit das Genie dieses Dichters charakterisirt.

Gleichwohl scheint es, daß, wenn auch die Römer dieses Meisterstück der Kunst zu schätzen wußten, sie dennoch die unvollendete Aeneide fleißiger lasen, studirten und nachahmten.

Der zweyte große Dichter dieser Zeit, welcher allein schon die langwierige und mühsame Erlernung der lateinischen Sprache belohnen würde, ist Horaz. Er ward für die lyrische Poesie, was Virgil für das Heldengedicht. Denn diesem Zeitalter war es verliehn, jede Gattung zu der Stufe der Vollkommenheit zu bringen, welchen der römische Genius zu ersteigen fähig war. Aber wenn Virgil unter einer Anzahl epischer Dichter, welche ihm nachfolgten und sich wenigstens mit seiner Sprache schmückten, erhaben

steht, so steht Horaz allein, da er weder einen Vorgänger zu übertreffen hatte, noch auch Nachahmer fand, die seiner würdig waren.

Die lyrische Poesie, welche unter den empfindsamen Griechen an den Festen der Götter, den feyerlichen Versammlungen des Volks, den spielenden Kämpfen um den Preiß kriegerischer Talente entstanden und gebildet worden war, schlug auf dem italienischen Boden nur flache Wurzeln, und fand in der ganzen sittlichen und politischen Verfassung der Römer wenig oder nichts, woran sie sich halten und ihre Ranken hätte empor schlingen können. Die Uebersetzungen, welche Catull aus dem Griechischen machte, und seine wenigen Madrigallen kommen hier in keinen Betracht. Aber auch Horazens geistreiche Nachbildungen der Gedichte eines Archilochus, Alcäus, Alcmann, Stesichorus waren unvermögend, in dem Busen der Römer die Flamme der lyrischen Poesie anzuzünden.

Eine hohe Empfindsamkeit, ein zartes, reizbares und starkes Gefühl ist der Boden, auf welchem die Pflanze der lyrischen Dichtkunst gedeiht. Diese Eigenschaften waren der Römer Eigenthum nicht. Denn nur in einem müßigen und mäßigen, in einem sorgenfreyen aber beschaulichen Leben keimen sie auf und bilden sich aus. Ein solches Leben genoß die Klasse der Römer nicht, welche sich die Cultur des Geistes als ein Monopol zugeeignet hatte, und jene Blüthe des Gefühls in einem Leben voll römischer Thätigkeit oder

asiatischer Weichlichkeit knickten. Nur bey dem Mittelstand erhält sie sich in ihrer eigenthümlichen Schönheit. Aber wie viel waren der Römer aus dem Mittelstand, denen eine Bildung zu Theil ward, wie sie der Proclamator Horaz seinem Sohne gab?

In diesem seltnen Geiste vereinigte sich der Philosoph mit dem Dichter, und die ächteste Weisheit des Lebens, welche seine kleinsten Tändeleyen würzt, sichert ihm die Unsterblichkeit. Die lyrische Dichtkunst führte er aus Griechenland gebildet in Italien ein; aber dem rohen einheimischen Stoff der satyrischen Gattung gab seine bildende Hand zuerst eine schöne und gefällige Form. *) Denn in dem verfeinerten Rom würde Lu-

*) Die Satyre ist eine ursprünglich römische Dichtungsart, und ist von mehrern Gelehrten sehr unschicklich mit dem griechischen Satyrspiel, einer Art von Tragikomödie, verwechselt worden. Das letztere hatte seinen Nahmen von den Satyren, den Begleitern des Bacchus, welche den Chor in denselben auszumachen pflegten; da hingegen die römische Satyre, ein Gedicht unbestimmter Form, seine Benennung von Satur herleitet, und eine Art von Gedicht bedeutet, in welchem Gegenstände des gemeinen Lebens behandelt werden. Schilderung der Thorheiten und Lächerlichkeiten war hierbey nur Nebensache. Solche vermischte Gedichte schrieb Ennius. Lucil folgte ihm nach. Dieser nahm sich, da wo er dramatisirt, die alten griechischen Komiker zum Muster im Dialog, und dann auch wohl in der ganzen Manier der Darstellung und Schilderung der Sitten. Ueber Lucils poetischen Charakter urtheilt Horaz I. Serm. IV. init. wie es scheint mit eben so viel Geschmack als Unpartheylich-

cils Galle und republikanische Einfalt nicht minder lächerlich gewesen seyn als Catos kurzer Rock und Tonsur; und so wie es in der Gesellschaft hier und da einen Sonderling gab, dessen Hochmuth die Farbe der alten Sittsamkeit annahm, so gab es auch in der gelehrten Welt nur einen und den andern, der durch die Bewunderung der Lucilischen Rauhigkeit seine eigne Gelehrsamkeit an den Tag legen wollte. *) Wenn die Grammatiker den Horaz, wegen einiger von Lucil entlehnten Verse, einem Nachahmer desselben nennen, so nennt ihn der Mann von Geschmack, welcher das Ganze in Erwägung zieht, und in der Darstellung der Sitten des Zeitalters, in den Gesinnungen und Anwendungen, Geist, Leben und Wärme findet, ein Original. Wer aber die seltne Verbindung so schöner Eigenschaften als Adel der Gesinnungen und Feinheit des Tons, unerschütterliche Rechtschaffenheit und Manieren der großen Welt, Witz und Wärme des Herzens, Einbildungskraft und tiefen Verstand, Kenntniß der Menschen und Zutrauen zu ihnen, nicht zu schätzen weiß,

keit und I. Serm. X. wo er dieses Urtheil rechtfertigt. Man sehe Wielands Anmerkungen zu beyden Stellen.

*) Horat. II. Ep. I. 86.
Iam Saliare Numae carmen qui laudat, et illud
Quod mecum ignorat, solus vult scire videri;
Ingeniis non ille favet plauditque sepultis,
Nostra sed impugnat. . .

für den ist Horaz nichts mehr als eine Fundgrube der Gelehrsamkeit, ein Maler schlüpfriger Scenen oder ein unschmackhafter Radoteur.

Einen Dichter darf ich nicht vergessen, der dieses Zeitalter zu verschönern beygetragen hat, einen der vorzüglichsten witzigen Köpfe, einen Mann von der fruchtbarsten Einbildungskraft, den mannichfaltigsten Kenntnissen und einen Versifikateur, wie es in allen Zeitaltern nur sehr wenige gab. Ich meyne den Ovid. Aber bey so vielen glänzenden Eigenschaften, fehlte ihm Tiefe und Gründlichkeit des Verstandes, und jene Weisheit, welche das Leben, so wie die Dichtkunst, schmückt. Für diesen Mangel hat er hart gebüßt. In seinem Leben durch die Qualen eines Exils, das nur ihm so fürchterlich scheinen konnte; nach seinem Tode, durch die Rüge des Afterwitzes und der Seichtigkeit, die in seinen Gedichten herrscht.

Wenn das Auge, das mit Vergnügen auf den Bildern dieser Männer weilt, seine Blicke weiter hinausrichtet, bemerkt es in dem Reiche der Litteratur keine, durch sie bewirkte, ihres Geistes würdige Veränderung. Horaz ward seinen Zeitgenossen wenig bekannt; und ein einziger Jüngling schritt, in der nächsten Epoche, auf seiner Bahn, von seinem Geiste befeuert, fort. Virgils Schicksal war zwar verschieden, aber nicht viel erwünschter. Denn die blöden Augen seiner Nachfolger hingen bewundrungsvoll an der Schale des Ausdrucks, ohne auf den Kern der Erfindung und Gedanken zu bringen.

Nachdem sich aber der Geist der Römer bis auf diese Stufe erhoben hatte, stand er eine kleine Zeit still und sank plötzlich auf einer andern Seite hinab. Denn die Cultur, welche aus der Roheit entsprungen war, verlohr sich in übermäßiger Verfeinerung und Schwulst.

Da nämlich die Liebe zu den Künsten und das Bestreben den Geschmack zu bilden, nicht aus eigner Kraft in dem Busen der Römer entstanden war, so waren kaum die Quellen, aus denen es entsprungen, nach und nach verschlossen worden, als der Geschmack allmählig dahin starb. Die großen und kühnen Männer waren in den Zeiten der kämpfenden Freyheit erwacht; die schönen Geister hatten unter Augusts ruhiger Regierung geblüht. Aber diese Blüthe konnte nicht länger dauern, als die Ursache, welche sie hervor gelockt hatte. Sie erstarb daher zugleich mit dem Gefühl des sich durch alle Aeste des Staats verbreitenden Wohlstands und der sanften Ruhe nach langwieriger Verheerung und Wuth. Unter dem Nahmen und der Gestalt einer väterlichen Fürsorge nagte ein verderblicher Despotismus an den Wurzeln der Freyheit. Mit listiger Heucheley untergrub August den uralten, herrlichen Baum. Er zeigte dem heimtückischen Tiber die Mittel ihn umzustürzen, ohne die Axt an seinen Stamm zu legen. Die Römer erwachten aus ihrem trägen Schlummer, als er schon danieder lag; sie zitterten, und eine fürchterliche Stille herrschte über dem unterdrückten römischen Reich.

Der römische Geist war hochfahrend und stolz. So lange es noch Mittel gab, sich rechtmäßig in dem Staate empor zu heben, ward dieser Einfluß zum Guten gelenkt. Denn Stolz, auf wahre Größe gegründet, bringt Großes hervor. Aber wenn er an Kleinigkeiten haftet, oder sich auf Laster stützt, artet er in schändlichen Hochmuth aus. Große Fähigkeiten sind unter der despotischen Regierung verhaßt, und sterben ungebildet und ungenutzt ab. Sich durch Redlichkeit und Muth zu erheben, gilt für Hochverrath; Schmeicheley aber und dem Despotismus dienen, macht beliebt und schafft Ehrenstellen. Das Edle und Große verschwindet sowohl aus dem öffentlichen Leben, als aus den Schriften der Dichter, Geschichtschreiber und Redner. An die Stelle des Großen tritt Schwulst; Gernwitz, Spielerey und Neologie fängt für Schönheit zu gelten an. Die Beschäftigung mit der Poesie wird ein Gewerbe; und die Anzahl der Dichter vermehrt sich, welche der Wunsch, Mäcenaten zu finden, nicht angebohrnes Talent befeuert. Die Beredsamkeit wird von ihrem Schauplatz verdrängt. Aber so groß war die Macht der Gewohnheit, daß die Anzahl der Redekünstler dennoch zunahm, und ein unnütz gewordnes oder zur Geringfügigkeit herabgesunknes Geschäfft mit mehrerm Eifer getrieben ward als je. Und so wie also der Despotismus die Entwicklung der Fähigkeiten, wahrer, großer und edler Gesinnungen auf dem Foro und in der Curie hinderte, so gab die zwecklose Uebung

in den Schulen der Beredsamkeit dem Geiste der Jugend eine Richtung auf das Unwahre, das Uebertriebne, das Spitzfindige und Aufgedunsene, welches in den Gedichten und Schriften dieses Zeitalters sichtbar ist, und die wenigen Männer von Geschmack, die in demselben noch übrig waren, zu lauten Klagen reizt. *)

So verwandelte sich also die Poesie in Versmacherey und die Beredsamkeit in Deklamation; und so wie es leichter ist, Verse zu schmieden als zu dichten, leichter ein Deklamator als ein Redner zu seyn, so breitete sich auch eine prahlhafte Liebhaberey weiter als jemals aus. Der Despotismus beförderte dieselbe noch auf eine andre Art. Die Grenzen verdachtloser Thätigkeit waren enger zusammen gezogen; gleichwohl war der Trieb nach Beschäftigungen des Geistes unter dem Mittelstand, der sich durch das Sinken des Adels ein wenig empor hob, allgemeiner verbreitet worden; und was konnte da verdachtloseres gefunden werden, als die, doch ehrenvolle, Thätigkeit des sylbenzählenden Dichters, des Grammatikers und Rhetors?

*) Petron. Sat. I. Nunc et rerum tumore, et sententiarum vanissimo strepitu, hoc tantum proficiunt, ut, quum in forum veniunt, putent se in alium terrarum orbem esse delatum. Et ideo ego adulescentulos existimo in Scholis stultissimos fieri, quia nihil ex iis quae in usu habemus, aut audiunt aut vident. Dasselbe Urtheil fällt Quintilian an mehrern Stellen seines Werks; und der Verfasser des Dialogi de causis corruptae eloquentiae.

Auf die Ausartung des Geistes folgte die Ausartung der Sprache von selbst. Ein rhetorischer (von spanischen Schriftstellern genährter) Schwulst trat an die Stelle der alten Simplicität. Ein Schein des Erhabnen, welches aus den Gesinnungen verschwunden war, wurde umsonst in die Worte gelegt. *) In den Schulen der Rhetoren trieb der Charlatanismus der Lehrer und das jugendliche, ungezähmte Feuer des Lehrlings alles auf das höchste; und keine Uebung in den wirklichen Geschäften führte diesen Ton der Uebertreibung zur Wahrheit und Einfalt zurück. Nicht zufrieden mit der Sprache, in welcher die Cicerone und Hortense das Volk zu ihrem Willen und zu seinem Vortheil gelenkt hatten, plünderten sie die Sprache der Dichter; und die Dichter, um nicht zurück zu stehn, glaubten sich genöthigt, die ihrige um viele Töne höher zu stimmen. Was dem Geschmack diese Art von Wetteifer für Vortheil gebracht, braucht nicht weiter aus einander gesetzt zu werden, um einen jedem in die Augen zu fallen.

Die Philosophie, die, wenn es ihr um Wahrheit zu thun ist, und mit bescheidnem Mistrauen nach Wahrheit forscht, dem Verderbniß der Schriftstellerey

*) Levibus atque inanibus sonis ludibria quaedam excitando effecistis, ut corpus orationis enervaretur et caderet. — Nuper ventosa isthaec et enormis loquacitas Athenas ex Asia commigravit, animosque juvenum ad magna surgentes velut pestilenti quodam sidere afflavit.

einen Damm entgegenstellen kann, stand in diesem Zeitalter mit der herrschenden Art zu reden in der vollkommensten Harmonie. Ihr Unterricht ward Deklamation; und die Weisen dieser Zeit, unbemüht zu dem Herzen zu dringen, kannten kein höheres Verdienst, als die Ohren ihrer Zuhörer mit runden Perioden zu füllen, und ihnen durch einen Reichthum von Worten, Sentenzen und Blumen eine frostige Bewundrung abzudringen. Darum stand die Philosophie der Stoiker in großer Verehrung. Denn es klang schön und erhaben, von dem unerreichbaren Ideale des Weisen und dem Sieg über alle Empfindungen der Menschlichkeit zu sprechen; und auf der andern Seite war es bequem und dem Hochmuth schmeichelnd, mit den erhabnen Maximen einer überirrdischen Moral zu prahlen, während man weder Kraft noch Begierde hatte, sie auszuüben.

Es ist nur allzuwahr, daß der berühmteste Stoiker dieser Epoche, L. Annäus Seneca, den Geschmack seines Zeitalters hauptsächlich verderbt hat. *) Die be-

*) Quintil. Inst. X. 2. Multa ineo claraeque sententiae, multa etiam morum gratia legenda; sed in eloquendo corrupta pleraque, atque eo perniciosissima, quod abundant dulcibus vitiis. Velles eum suo ingenio dixisse, alieno judicio. Nam si aliqua contemsisset, si non omnia sua amasset, si rerum pondera minutissimis sententiis non fregisset, consensu potius eruditorum, quam puerorum amore compararetur. — Amabant autem eum magis quam imitabantur. Placebat propter sola vitia et ad ea se quisque dirigebat effingenda, quae poterat; deinde cum se jactaret, eodem modo dicere, Senecam infamabat.

sten Köpfe gingen mehr oder weniger seinen Spuren nach. Denn Tazitus selbst, nächst Sallust der größte Geschichtschreiber des römischen Volks, ist von der Affektation nicht frey, die aus der Schule des Seneca, als aus einer trüben Quelle, geflossen ist.

Die besten epischen Dichter dieser Zeit, Lucanus und Silius, haben sich beyde an Virgils Feuer erwärmt. Wie er, wählten sie Begebenheiten aus der Geschichte ihres Vaterlandes; aber so wie er die Geschichte zum Gedicht umzuschaffen, vermochten sie nicht. Ihren Werken fehlt jenes gleichförmig vertheilte, durchgängig erhaltne Interesse, jene beständige Beziehung auf Einen Gegenstand, wodurch die einzelnen Theile des Gedichts zu einem Ganzen vereinigt werden. Es fehlt ihnen die Flamme der Begeisterung, die auch den Leser ergreift. Nur ein Schein derselben, oder jenes künstliche kalte Feuer, womit die Rhetoren zu spielen lehrten, strahlt aus ihren Werken zurück. Aber in dem Gedichte des Silius wird auch schon jenes eifrige Streben nach Gelehrsamkeit sichtbar, welche dem Vortrag höhere Würde, dem Styl eine größere Feyerlichkeit mittheilen soll. Seine Nachfolger verdoppelten dieses Bestreben, und es zeigte sich nicht mehr in einzelnen Theilen, sondern in dem Ganzen und in der Wahl des Sujets. Wie die alexandrinischen Dichter, so wählte ein Statius, ein Valerius Flaccus, Gegenstände aus einer entfernten und fabelhaften Welt; nicht um sie, wie Virgil, mit ihrem Zeitalter zusammenzuknüpfen,

sondern um tiefe Kenntnisse und versteckte Gelehrsamkeit an den Tag zu bringen. Eben so wurden, in einer andern Gattung, zwey Köpfe vom ersten Rang durch den herrschenden Geist der Zeit über die Linie des Schönen und Wahren hinausgeführt. Persius wagte sich auf eine Bahn, welche Horaz vor ihm so glücklich durchlaufen war, aber mit weit weniger Kenntniß der Welt, Feinheit des Tons und Darstellungskraft. Die feine Ironie des Venusiners wurde in seinem Munde dunkle Allegorie. Seine geläuterte, menschliche Lebensweisheit, rauher Stoicismus. Seine sanfte Wärme, deklamatorische Heftigkeit. Noch weiter entfernte sich Juvenal von Horazens Manier. Der Spott ward mit Bitterkeit umgetauscht. Die Thorheiten, auf welche jener in seinen Sittengemälden gleichsam nur zufällig stieß, wurden zum Hauptgegenstand erhoben, und mit censorischer Strenge gerügt. Juvenal gefällt sich in der Malerey zügelloser Laster und Ausschweifungen; und wenn er einmal den Pinsel ergreift, ist ihm keine Farbe zu grell, kein Strich zu hart. Fürchterlich kommen ihm dann die Produkte seiner erhitzten Einbildungskraft vor, und er greift sie mit cynischer Heftigkeit an. Umsonst sucht man also Horazens Laune und Urbanität bey diesem Dichter, der immer die Geißel schwingt, und in seiner gespannten, tragischen Sprache immer hyperbolisirt.

Der Tragödienschreiber Seneca, es mag nun der Philosoph oder sein Vater die unter diesem Nahmen

vorhandenen Trauerspiele verfertigt haben, *) nimmt unter diesen rhetorischen Dichtern die letzte Stelle ein. Unbekümmert um das Wesen der Tragödie, betrachtet er sie als eine deklamatorische Uebung, alles, was in einer gegebnen Situation gedacht und gesagt werden könnte, auszukramen. Alle seine Personen scheinen daher Schülern ähnlich, welche vor ihrem Lehrer stehend ihr Thema mit überspanntem Pathos aufsagen. Ein wohl angelegter Plan, Natur und Wahrheit fehlt ganz; aber manche Reden sind, als Deklamation, vortreflich, mit großen Gedanken, fruchtbaren Sittensprüchen und kühnen Bildern angefüllt. Seine Helden aber sind insgesammt Ungeheuer in Tugend und Laster; Fatalisten und Stoiker.

So viel scheint mir gewiß zu seyn, daß diese Tragödien bey dem Publico zu keinem Ansehn gekommen sind. Die Zeit der dramatischen Poesie war schon längst verblüht, und das Volk, welches die aus dem Griechischen entlehnten Schauspiele ermüdeten, drängte sich zu den Mimen, die zu Cäsars Zeit, durch die Bemühungen

*) Von den zehn dem Seneca zugeschriebnen Tragödien gehören wahrscheinlich einige dem Rhetor, andre dem Philosophen zu. Die Octavia ist von keinem von beyden, obgleich, ihres Inhalts wegen, ein merkwürdiges Stück. Auch der Herkules Oetaeus, so wie die Phönißen, scheinen nicht von den Senecas geschrieben zu seyn. Daß der Philosoph Seneca ein Dichter gewesen, woran einige Gelehrten gezweifelt haben, ist aus seinem eignen Zeugniß gewiß. s. Ep. 108. 117.

mühungen eines Laberius, *) und Cn. Mettius zu der Vollkommenheit gebracht wurden, deren sie fähig waren. Schauspiele, in denen nicht mehr gesprochen ward, als erforderlich war, den Zuschauer von dem Gange der Vorstellung zu unterrichten; das Geberdenspiel hingegen die Hauptsache ausmachte, waren dem italienischen Geschmacke gemäß, der an einem starken und lebhaften Ausdruck der Empfindungen und Leidenschaften, sollt' er auch Karrikatur seyn, Gefallen trägt. Daher wurden die Mimen gar bald beliebt und sogar in das Privat-Leben der Römer eingeflochten. **)

Bald trieb der Witz die Kunst auf einen noch höhern Grad. Auch der Prolog und die Monologen fielen weg, nur das Geberdenspiel blieb. Die Schau-

*) Ueber den berühmten Mimenschreiber Decimus Laberius sehe man die Anmerkungen von Wieland zu Horaz I. Serm. X. B. wo man einen vortreflichen Prolog desselben angeführt und übersetzt findet.

**) Eines Archimimus wird auf den Grabsteinen öfters Erwähnung gethan. Er begleitete den Leichenzug, stellte die Person des Verstorbenen vor, und indem er seine Geberden nachäffte, spottete er auch wohl bisweilen seiner Gesinnungen und Handlungsweise. Ein Beyspiel dieser Art erzählt Sveton (Vespas. 19.) Der Archimimus, welcher bey dem Leichenbegängnisse Vespasians die Person des verstorbenen Kaisers vorstellte, fragte die Marschälle, wie hoch dieser Aufzug zu stehen käme? Sie antworten, gegen 100,000 Sestertien. O! Jupiter, rief der Mimus aus, gebt mir das Geld und werft mich meinethalben in die Tiber oder wohin ihr sonst wollt.

spiele der Pantomimen wurden mit einer Art von Wuth besucht. Sie errichteten Schulen und schrieben über ihre Kunst. Ein Kaiser, dessen kleinste Thorheit es war, mit fruchtloser Anstrengung um den Nahmen eines Dichters zu buhlen, spielte selbst auf ihren Theatern, und nahm an ihren Händeln mit dem Volke Theil.

Nachdem die Geduld des römischen Volkes durch eine Reihe unsinniger Tyrannen geprüft, und der letzte Saame der Freyheit und des Edelmuths erstickt worden war, fing die Nation unter der Regierung des Vespasianus, Hadrian und der Antonine, wiederum einige Glückseligkeit zu genießen an. Aber die Einförmigkeit der Regierungsart und der langwierige Friede verbreitete ein heimliches Gift durch alle Adern des unermeßlichen Reiches, welches die muthigsten Nationen ihre angebohrne Tapferkeit vergessen machte, und alle Stacheln des Nationalstolzes und der Freyheit stumpfte. Obschon also der größte Theil der cultivirten Welt, unter einem unumschränkten, aber durch Vernunft und Wohlwollen geleitetem Herrn, einer tiefen Ruhe, und vielleicht einer wahren Glückseligkeit genoß, so war es dennoch unmöglich, den alten römischen Geist zu erwecken, den die Tyrannen des vorigen Jahrhunderts in Todesschlummer begraben hatten. Die Wissenschaften gingen den einmal betretenen Weg fort und breiteten sich aus. Aber neue Bahnen zu brechen und höhere Stufen zu erklimmen, fehlte die Kraft.

Auch war, um lange zu dauern, die Glückseligkeit des römischen Staats dem Zufall allzusehr ausgesetzt; denn das Wohlwollen eines unumschränkten Gebieters war der einzige Pfeiler, auf welchem sie ruhte. Aber das Wohlwollen ist selten, wo die Macht, nach eignem Willen zu herrschen, unbegränzt ist. Bald drückten von neuem wollüstige und blutdürstige Tyrannen den Thron, deren Eifersucht mit jeder That stieg, durch welche sie ihre Macht fester zu gründen meynten. Mit dem Wachsthum ihrer Furchtsamkeit wuchs das Ansehn der sie umgebenden Leibwache. Der Kaiser, anfänglich ein Spiel der Armee, ward bald ihr Geschöpf. Der Staat erlag dem Druck der militärischen Tyranney, die sich in mehreren Gegenden erhob. Die Begierde zu herrschen wuchs, aber die Kraft, die Zügel des Reichs zu halten, verminderte sich. Barbarische Völker, unter römischen Heeren zur Kriegszucht gewöhnt, zerstückten das Reich, und was zur Erhaltung desselben dienen sollte, beförderte seinen Untergang. Das arme, entkräftete Rom, statt des Kaisers von einem Bischoff geleitet, fällt in die Hände einer nordischen Nation.

Künste und Wissenschaften, vornämlich aber die Poesie, folgten dem Schicksal des Staats. Hadrians Begünstigung fruchtete nichts. Das Genie wird durch die Gunst der Fürsten nicht geweckt, nur gepflegt und geschützt. Auch pflegte Hadrian nur das Seltsame und Ausländische, nicht Schönheit und römischen

Geist. Selbst ein Sprachverderber und kindischer Dichter, liebte er diejenigen, die, um ihm gleich zu seyn, die alten verschlagnen Worte des Ennius und Lucilius wieder in Umlauf zu bringen suchten. Vor allen aber war er den Griechen geneigt, und unter seiner und den folgenden Regierungen flammte der griechische Genius noch einmahl und zum letztenmahl auf. Aus dieser langen Periode, welche einen Zeitraum von mehr als dreyhundert Jahren umfaßt, sind nur zwey Schriftsteller erhalten worden, welche den Liebhaber der Poesie an die bessern Zeiten des römischen Geschmacks erinnern können, Petron und Claudian. Der erstere kannte das Ideal des Schönen gar wohl, wenn ihn auch bisweilen der Geist seiner Zeiten dahin riß. Der zweyte aber, ein Zeitgenosse des Honorius, ist beynah ein Wunder für ein Zeitalter, wie das seinige, und findet folglich kaum einen Platz in einem allgemeinen Gemälde desselben. Als ein Aegypter, in griechischen Sitten aufgewachsen, erwarb er sich in einem schon reifen Alter, zu einer Zeit des gänzlichen Verfalls der römischen Beredsamkeit, eine solche Kenntniß der lateinischen Sprache, daß, wenn Richtigkeit und Schönheit das einzige Verdienst eines Dichters ausmachten, Claudian einen ehrenvollen Platz neben den Dichtern der goldnen Zeit einnehmen würde. Wenn es ihm an Erfindung und lebhafter Darstellung fehlt, so war ihm dafür das Talent, seinem Vortrag Mannichfaltigkeit und Würde zu geben, verliehn.

Diejenigen Schriftsteller, welche zunächst an die Dichter gränzen, fanden den Geschmack Hadrians für die Armuth ihres Geistes bequem. Einer von ihnen, dem es am wenigsten am Talent gebrach, Apulejus, plünderte die Ueberbleibsel der ältesten Dichter und schuf sich einen eignen Styl aus den bunten Lappen einer verjährten, unverständlichen Sprache; und sein Beyspiel ward hin und wieder nachgeahmt. Diesem veralteten Styl, welcher wenigstens nicht ohne Gelehrsamkeit zu erlangen stand, ging eine barbarische Schreibart zur Seite, welche von den streitbaren Verfechtern des Christenthums ausging. Die öffentliche Beredsamkeit aber wurde, durch eine gänzliche Veränderung des Justizwesens, bis auf ihren letzten Schatten vertilgt.

Dieses ist die Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und endlichen Verfalls der römischen Poesie. Sie hielt mit dem Wohlstand der Römer gleichen Schritt. Als sie auf ihrem höchsten Gipfel stand, war das Wohlgefallen an ihr nur wenigen gemein, und als sie mehrere Freunde gewann, sank sie von ihrer Höhe herab. Auch scheint mir der Geschmack der Römer immer beschränkt und einseitig gewesen zu seyn. Dieses ist aber das Schicksal des Geschmacks unter allen Nationen, wo die Poesie nur aus der Nachahmung entspringt; und in allen Staaten, wo eine Hauptstadt Gesetze giebt.

Roman.

Ein Roman ist eine erdichtete Erzählung von größerm Umfange. Durch diesen größern Umfang ist er leicht von den kleinern Erdichtungen zu unterscheiden, die man besonders Erzählungen zu nennen pflegt. (S. Erzählung.) Desto schwerer ist es, die Merkmahle genau und bestimmt anzugeben, wodurch er von der Epopöe unterschieden werden kann. Diese ist so gut, wie der Roman, eine Art von erdichteter Erzählung von größerm Umfange; gleichwohl unterscheidet man sie doch, und rechnet die Iliade zu einer andern Gattung von Kunstwerken, als den Tom Jones. Man könnte denken, der Unterschied ließe sich blos in die Versifikation setzen; so, daß die Epopöe ein versifizirter Roman, und der Roman eine prosaische Epopöe wäre. Allein dem würde entgegenstehen, daß man Epopöen ohne Versifikation hat, wie der Telemach, und daß die ältesten französischen Romane versifizirt waren. Dergleichen war z. B. der alte Roman: Le Tournoyement de l'Antichrist, den Huon de Meri um das Jahr 1227 schrieb. *) Man wird also den Unterschied nicht blos in der äußern Vollkommenheit finden, man wird ihn in dem Grade der innern Voll-

*) S. Faucher de la Langue et Poësie françoise. L. I.

kommenheit suchen müssen. Dazu wird eine kurze Geschichte des Ursprunges der Romane nöthig seyn.

Ihre Benennung kömmt aus Frankreich, und bedeutete ursprünglich eine jede Erzählung. Der Roman war also anfangs weder von der wahren Geschichte, noch von der Epopöe so scharf unterschieden, als er es jetzt ist. Das ist der Fall bey jedem rohen Volke. Die Erzählungen der Iliade waren den Zeitgenossen Homers ohne Zweifel so gut als wahre Geschichte. Die Romane waren aber dem ungelehrten Theile der Nation bestimmt; denn sie waren in der romanischen Sprache, der lingua vulgaris, der lingua rustica der gallischen Franken geschrieben; und diese ward in der Folge die Sprache der ungelehrten Hofleute. *) Die lateinische Sprache war die gelehrte, der sich die Geistlichen, der gelehrte Stand der Nation, in den öffentlichen Urkunden, in der Kirche, und in ihren gelehrten Werken bedienten. Diese Bedeutung war selbst unter dem Kaiser Karl dem Fünften noch nicht ganz verloschen. Wilhelm de Nangis sagt: Je, frere Guillaume de Nangis, ai translaté de Latin *en Roman*,

*) Pasquier Rech. de la France L. 8. Ch. 1. Et comme ainsi soit, que le Roman fut le langage Courtisan de Françe, tous ceux, qui s'amusoient d'escrire les faits heroiques de nos Chevaliers, premierement en Vers, puis en Prose, appellerent leurs oeuvres Romans.

à la requête des bonnes gens, ce que j'avois autrefois fait en Latin.

Die Volksgeschichte mußte anfangs wunderbar und abentheuerlich seyn. Denn sie enthielt nichts als Kriegesthaten und Liebesabentheuer, und der ungebildete Mensch hört und lieset die Geschichte, um mit Bewunderung, Erstaunen, Schrecken, Grausen gerührt zu werden, kurz, um angenehme Emotionen zu haben, nicht um politische Klugheit zu erwerben, oder seinen Schatz von Erfahrungen über Menschen und Dinge zu bereichern. Er weiß nichts von historischer Kritik, seine Unwissenheit und seine Leidenschaften machen seinen mit Aberglauben angefüllten Geist jeder Täuschung empfänglich. Der Geschichtschreiber selbst erzählt in einem Zustande von Begeisterung, nach einer dunkeln Tradition und aus einem Gedächtniß, dessen Lücken die erregte Einbildungskraft unvermerkt ausfüllt. Die Augenzeugen und die handelnden Personen der Begebenheiten sind in eben diesem Zustande. Die Geschichte, die aus solchen Quellen, durch solche Kanäle zu solchen Lesern fortgeleitet wird, muß dann nothwendig im höchsten Grade abentheuerlich seyn. Man hat daher nicht nöthig, die Romane aus den Mönchslegenden herzuleiten und ihre Dichtungen für eine Nachahmung dieser heiligen Abentheuer anzusehen; sie finden ihre gemeinschaftliche Quelle in der Liebe des Wunderbaren bey einem ungebildeten Volke.

Von den Ritterromanen ist die Geschichte Karls des Großen, die man dem Türpin, Erzbischoff zu Rheims, beylegt, die aber wahrscheinlich von einem Mönch, Nahmens Robert, zur Zeit der Kirchenversammlung zu Clermont 1097 ist geschrieben worden, dasjenige Werk, aus welchem hernach die übrigen ihre Personen und ihren meisten Stoff genommen haben; denn die Geschichte weiß von beyden nichts; sie berichtet uns nichts, weder von Roland und seinen Abentheuern, noch von den andern Rittern an Karls des Großen Hofe. Als diese Gattung nach England überging: so entstanden die Romane von dem Hofe des Königs Arthur, dessen Ritter eben so berühmt wurden, als die Ritter Karls. Sie wurden insonderheit unter Philipp dem Schönen im funfzehnten Jahrhundert berühmt, und da entstanden der Amadis de Gaule; Palmerin d'Olive, Palmarin d'Angleterre, und so viele Andere, die man jetzt nur noch größtentheils aus dem unnachahmlichen Dom Quixotte des Michael Cervantes kennt, der zuerst den Geist der irrenden Ritterschaft in seinem lächerlichen Lichte gezeigt hat.

Die Romane waren also ursprünglich von der Geschichte und der Epopöe noch nicht auf eine abstechende Art gesondert.

In diesem Zustande blieben! die Sachen bis, nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften, die Bekanntschaft mit den epischen und historischen Meisterstücken

des alten Griechenlandes und Roms allgemeiner wurden. Als man da anfing, auch in den Landessprachen nach dem Muster der Alten Geschichte zu schreiben und Epopöen zu dichten: so sonderte sich die Geschichte der Ritterzeiten von der historischen Kunst von der einen, und von der epischen auf der andern Seite, und blieb, als Roman, zwischen beyden mitten inne stehen. Nun unterschied sich die Geschichte von dem Romane durch ihre Wahrheit, so wie die Epopöe durch die Größe und Wichtigkeit ihrer Handlung und durch die Pracht ihrer Composition. Allmählig verlor sich aus den Romanen, nach der Unnatürlichkeit der Begebenheiten, auch die Unnatürlichkeit der Gesinnungen, welche sich am längsten darin erhalten hatte. Honoré d'Urfé schrieb im J. 1616 einen Roman, dem er nach der Heldinn, welche darin nebst ihrem Celadon, nach dem man in der Folge alle übersüßen verliebten Schäfer benannt hat, die Hauptrolle spielt, den Nahmen Asträa gab. Die Begebenheiten desselben waren lauter Liebesabentheuer eines kleinen Schäfervolkes in einer Art von Arkadien, in dem Lande Forests nicht weit von dem Ursprunge der Loire. Diese Art von Romanen wurde noch dadurch verschlimmert, daß in der Folge, Gombreville, Calprenede, die Scudery und andre, die berühmtesten Helden des Alterthums, einen Cyrus, eine Clelia an die Stelle der Schäfer setzten und sie in eben solchen faden Liebesbriefen und Madrigalen seufzen ließen. Daraus entstan-

den in Deutschland Lohensteins Heldenromane, Herkules und Herkuliskus, Arminius und Thusnelda, worin das Abentheuerliche der Handlung noch mit dem Schwulste der Schreibart, dem falschen Glanze des Cavalier Marino und mit Anspielungen auf Charaktere und Begebenheiten der damaligen Höfe versetzt wurde. Zu dieser Art gehört auch die römische Octavia des Herzogs Ludwig Rudolph von Braunschweig. Indeß war die Liebe schon in der Princesse de Cleves und in der Zaide der Mad. de la Fayette mit weit mehr Natur und Wahrheit behandelt, als in den ungeheuren Romanen der Scudery. Diese geschmackvollere Manier behielt die Oberhand und bestimmte für die Folge dem Romane sowohl seine Sphäre als die Behandlungsart seiner Begebenheiten. Man nahm die Handlung aus dem gemeinen, ja oft aus dem niedrigsten Leben, darin kamen alle Romanschreiber überein, und sie unterschieden sich nur durch die Art ihrer Darstellung. So charakterisiren sich die verschiedenen Manieren, im Prevot d'Exilles durch Kraft der Leidenschaften, im Le Sage durch getreue Darstellung des gemeinen Lebens, im Marivaux durch Delikatesse, im Crebillon durch Witz und Muthwillen, im Richardson durch Idealisiren der Charaktere, im Fielding und Smollet durch Wahrheit der Charaktere und Laune. Der heutige Roman unterscheidet sich also von der eigentlichen Geschichte durch die Dichtung, und, indem

er sich dieser durch die Art der Darstellung nähert, so unterscheidet sich die Epopöe von ihm durch den größern Grad der ästhetischen Vollkommenheit der Darstellung, durch die Größe der Handlung, die äussere Wichtigkeit der Personen, die Pracht der Einkleidung, den Glanz und die Erhabenheit der Diction.

Zusatz zu dem Artikel Takt.

Dieser Artikel hat in dem praktischen Theile alle mögliche Vollständigkeit; die Theorie des Taktes selbst aber ist noch einiger Zusätze fähig, wodurch die praktischen Regeln noch etwas mehr Licht und Festigkeit erhalten können.

Der Rhythmus macht durch die Uebereinstimmung seiner Theile unter sich, und ihre Uebereinstimmung mit der herrschenden Leidenschaft, Vergnügen, und zwar macht er es schon an sich ohne alle Verschiedenheit der Töne. Die einfachsten Elemente des Rhythmus müssen selbst Folgen von Tönen seyn. Die Kleinste würde die Folge von zwey Zeiten seyn, und das wäre die e i n f a c h s t e Z e i t f o l g e, aus welcher alle zusammengesetzte Taktarten entstehen müssen. Da die Zeit etwas völlig gleichartiges ohne allen inneren Unterschied ist: so können ihre Theile nur durch ihre Größe oder Dauer und durch ihre Stellung unterschieden werden. Es kann also nur zwey einfache Taktarten geben, — ◡ und ◡ —. In beyden ist die Dauer des Ganzen einerley; denn sie bestehen aus gleichen Theilen, einem langen und einem kurzen. Nur ihre Stellung ist verschieden; in dem einen steht der lange Zeittheil vorne, in dem andern hinten. Wenn die Takte aus Zeittheilen

von gleicher Länge bestehen: so haben sie gleiche *Quantität*; haben diese Theile auch einerley Stellung, so haben die Takte unter einander auch einerley *Qualität*. Der Rhythmus erfodert, daß die Takte, woraus er besteht, sowohl gleiche Qualität, als gleiche Quantität haben. Denn seine Theile sollen unter einander im höhern Grade übereinstimmen, und dazu gehört Gleichheit und Aehnlichkeit. *Takte* sind also die kleinsten einander gleichen und ähnlichen Theile eines musikalischen Rhythmus; wenn ihre Theile selbst wiederum Zeitfolgen sind, so sind sie *zusammengesetzte*; sind sie das nicht, so sind sie *einfache* Takte. Die einzige ganz einfache Taktart ist die, welche aus einer langen und kurzen besteht, dergleichen der gewöhnliche Zweyviertheltakt ist. Man kann sich aber noch zwey Zeitfolgen — ∪ — ∪ als ein Ganzes vorstellen, in welcher sich die zweyte Hälfte zu der ersten verhält, wie das zweyte Glied zu dem ersten. Also

— ∪ — ∪
— ∪

. Das würde unser gewöhnliches Vierviertel seyn. Nun könnte man denken, daß sich auch dieser verdoppeln, und daß sich ein Rhythmus von achtgliederichen, und so von immer größern Takten, wie

— ∪ — ∪ — ∪ — ∪
— ∪ — ∪
— ∪

denken ließe. Denken läßt er sich auch, ob er sich aber fühlen läßt, das wird dadurch schon zweifelhaft, daß er nicht unter den gewöhnlichen Taktarten enthalten ist. Die Fassungskraft des Gefühls hat, wie für

die Harmonie, so für den Rhythmus ihre Gränzen.

Da wir die Theile der Zeit nur durch ihre Länge und Kürze unterscheiden, wie — ∪ und ∪ —: so kann auf einen schlechten Takttheil ein anderer schlechter folgen, der sich auf den nächsten guten bezieht, wie — ∪ | ∪ — ∪ | ∪ — ∪ |. Wir bezeichnen diese Zusammensetzung der Zeittheile durch — ∪ ∪ | — ∪ ∪ |. Das ist das Schema unserer einfachen Tripeltakte, von denen wir sagen, daß sie einen guten und zwey schlechte Takttheile enthalten. Diese dreygliedrichen Zeiten können wieder Theile eines größern Ganzen werden, durch immer weitere Verdopplung, wie

— ∪ ∪ — ∪ ∪
— ∪
und
— ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪
— ∪ — ∪
— ∪
. Und

auch hier scheint die Zusammensetzung bey eben der Gränze stehen zu bleiben, wie bey den geraden Taktarten; wenigstens gehen die gebräuchlichen nicht weiter. Indeß können die größern Taktglieder nun ebenfalls, wie bey dem einfachen Tripeltakte, dreyfach seyn, wie

— ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪
— ∪ ∪
, und dieses würde der gewöhnliche Neunachtheltakt seyn. Man hat noch andere, theils weitere, theils zusammengesetztere Taktarten gewagt, wie $\frac{5}{4}$, ja $\frac{11}{4}$ Takte. In der letztern geht nicht allein die Weite über das Doppelte des Vierviertheltaktes hinaus, sondern die letzten drey Viertheil verbinden auch ein Glied des Tripeltaktes mit den Gliedern des gera-

den Taktes, und dieses fünfte Taktglied ist mit den vorhergehenden vieren in keine leichtzufühlende Verbindung zu bringen. Zum Glück sind diese gewagten Versuche nur in kurzen, leichten und nur für Ein Instrument bestimmten Stücken gemacht worden; denn in größern und vielstimmigen möchten sie schwerlich nur auszuführen seyn. Ueberhaupt scheint man es dem Musikdichter nicht genug wiederhohlen zu können, daß die rühmliche Begierde seinem Werke durch etwas Neues einen Reiz zu verschaffen, durch die Betrachtung muß im Zaume gehalten werden, ob es nicht durch die Schwierigkeit der Ausführung verunglücken oder über die Fassungskraft derer, für die es bestimmt ist, seyn, und dadurch seine Wirkung verfehlen könnte. Diese letztere Betrachtung kann man auch den Erfindern neuer Sylbenmaaße in der Poesie vorlegen. Die gebräuchlichen Taktarten und Sylbenmaaße haben für den Dichter in beyden Künsten eine große Empfehlung; es ist durch die Erfahrung erprobt, daß sie der Fassungskraft des Gefühls der Zuhörer angemessen sind.

Pindar.

Pindar.

Geboren 520 Jahr vor Christi Geburt. Zur Zeit der Schlacht bey Salamis war er 40 Jahr alt. Diese fällt 480 Jahr vor Chr. Geburt.

Der Zeitraum, in welchem Pindar lebte, war der Zeitraum des höchsten Glanzes von Griechenland. Erst kurz vorher war es aus seiner Dunkelheit hervorgetreten. Das getheilte Interesse so vieler einzelner Staaten vereinigte sich in der Gefahr der persischen Kriege. Mit dem Gefühl ihrer Kräfte wuchs ihr Muth; und nach den Wundern der Tapferkeit, zu denen jener Kampf um Leben, Freyheit und Eigenthum, Veranlassung gegeben hatte, fingen sie an, sich als das erste, tapferste und edelste Volk der Erde anzusehn. Griechenland stand in der Blüthe der Jugend. Es glich einem Jünglinge, der, nach einigen glücklichen Versuchen, seinen Talenten und Kräften nichts mehr unmöglich glaubt, sich alles zutraut und alles unternimmt. In dieser Epoche entwickeln sich alle thätigen Kräfte, und die Gränzen werden bestimmt, in denen sie sich künftig halten werden. Sie können sich besser ausbilden, sie können sich mehr vervollkommnen, aber die einmahl gezognen Gränzen können sie nicht überspringen.

Keine Nation ist jemals stolzer gewesen als die griechische, in dieser Periode ihres höchsten politischen Flors, wo sie keinen Nebenbuhler an Größe und Tapferkeit kannte, und wo die furchtbarste Nation des Orients selbst der Ueberlegenheit griechischen Muths hatte weichen müssen. Die Siege bey Marathon und Salamis waren die Titel ihres Ruhms und ihres unermeßlichen Stolzes. In ihren Augen adelte nur griechische Herkunft und erlaubte Ansprüche auf große Verdienste. Alle andere Völker waren Barbaren und wurden verachtet. Wer nicht von griechischem Blute war, wurde bey den öffentlichen Spielen nicht als Mitwerber zugelassen. Als der König von Mazedonien, Amyntas, ein Bundsgenosse der Griechen und von ihnen selbst mit dem Titel eines Griechenfreunds (Ἑλληνοφιλος) beehrt, um die Ehre buhlte, einen Rennwagen nach Olympia zu schicken, verstatteten ihm die Hellanodiken dieses nicht eher, bis er seine Herkunft von griechischem Blute unwidersprechlich erwiesen hatte. Als die Griechen den Gelon, König von Syrakus, um Hülfstruppen ansprachen, und er dagegen das Commando über ihre Armee begehrte, antworteten die Gesandten: Der Schatten Agamemnons würde für Unwillen seufzen, wenn er hörte, daß ein fremdes Volk den Spartanern die Ehre der Herrschaft rauben will. Willst du Griechenland beystehn, so mußt du unsern Befehlen gehorchen. Die Griechen haben Soldaten, aber keinen General begehrt.

Diese und ähnliche Gesinnungen waren, wie es scheint, durch die ganze Nation verbreitet, und gaben allen ihren Handlungen und Ideen einen eignen erhabenen Schwung. Mehrere Theile der Künste und Wissenschaften wurden mit Erfolg bearbeitet. Das Genie strahlte allenthalben hervor, am meisten aber da, wo es den Ruhm der Nation galt. Auf der Sprache ruhte noch der poetische Geist des Alterthums. Die Philosophie phantasirte noch; die Religion stand noch in Ansehn; beyde waren noch nicht getrennt, und beyde vermochten den poetischen Geist zu nähren und den Enthusiasmus anzuzünden.

In diesem Zeitalter ward Pindar mitten unter den Feyerlichkeiten der pythischen Spiele gebohren, und aus diesem Umstand leitete die Superstition der alten Welt seinen Beruf zum Poeten ab. Er selbst scheint so etwas geglaubt zu haben. Denn niemahls wurden die pythischen Spiele gefeyert, ohne daß er nach Delphi zog, und dem Gott einen Päan sang. Mehrere Umstände trafen zusammen, um seinen innern Beruf zum Dichter zu entwickeln und auszubilden. Pindars Herkunft. Von seinen Aeltern erhielt er den ersten Unterricht in der Musik, und folglich auch in der Poesie. Denn in jenem Zeitalter war beydes unzertrennlich verknüpft. Sein Vaterland. Der Geschmack an der Poesie war den Böotiern angeboren, und ihre natürliche Indolenz verschwand bey den Tönen der Flöte und der Leyer.

Lasus, Simonides, Myrtis und Corinna sollen insgesamt dazu beygetragen haben, die Talente des jungen Pindar auszubilden. Keinem verdankte er mehr, als der letztern. Sie machte ihn auf das Wesen der lyrischen Dichtkunst aufmerksam. Sie öfnete seinem Geist neue Aussichten in das Gebiet der alten Geschichte und Mythologie; und wenn er in diesem Gebiete bisweilen allzukühn umherschweifte, wenn er seine Werke bisweilen allzureichlich mit Bluhmen schmückte, die er auf diesen fabelhaften Fluren brach, so sind es die Lehren der Corinna, welche ihn auf diesen Pfad leiteten, von dem ihn seine kühne Phantasie zuweilen auf Abwege führte.

Man kennt die Anekdote, welche den jungen Pindar und seine Lehrerinn betrift. Sie hatte ihm die Trockenheit seiner Oden, den Mangel an Schmuck, und die Armuth an Mythen vorgerückt. Er hatte ihren Tadel gegründet gefunden, und nun verfertigte er ein Gedicht, das folgendermaßen anhub:

Soll ich den Ismenus oder die Melia mit dem goldnen Zepter,
oder den Kadmus, oder der Sparta heiliges Geschlecht,
oder die Thebe besingen, die mit dunkeln Roßen einherfährt,
oder des Herkules unbezwungne Kraft,
oder des Bacchus freudewinkende Gabe,
oder den Gatten der reizenden Harmonie?

Pindar zeigte der Corinna dieses Werk von seinem neusten Geschmack. Sie lächelte und sprach: Wiße, Lieber, daß man mit der Hand säen muß, nicht mit dem ganzen Sack.

Von Pindars Lebensumständen, von seinem Charakter — als Menschen, wissen wir wenig, und dieß wenige nur sehr ungewiß. So wenn man zum Beyspiel, Frömmigkeit und Religiosität als einen hervorstechenden Zug in seinem Charakter annimmt, so ist dieß nicht mehr und nicht weniger als eine Vermuthung, die größtentheils auf einigen Stellen seiner Hymnen beruht. Wenn er wirklich fromm war, wenn er die Gottheiten seines Vaterlands ehrte, so that er nichts weiter, als was ohngefähr die meisten Griechen thaten. Die Zweifel an dem Daseyn dieser Gottheiten und an der Wahrheit der alten Sagen ängstigte ihre Seelen noch nicht und die Philosophie war noch in ihrem ersten Keim. Tempel und Altäre waren noch häufig besucht. Der Glaube an die persönliche Gegenwart des Gottes bey seinem Fest war allen Herzen noch auf das tiefste eingeprägt. Geziemte es dem Dichter minder fromm zu seyn, als denen, die ihn hörten? Sollte der Dollmetscher der Götter, der ihr Lob in ihren Tempeln sang, der, von Begeistrung erfüllt, die Einwirkung der Unsterblichen in heiligen Schauern deutlich zu fühlen glaubte, ein kalter Verehrer der Götter seyn? Sollte er den schönsten Schmuck der Poesie verkennen, den selbst ungläubige Dichter, in einem irreligiösen Zeit-

alter, von dem Alterthum borgten, um ihren Werken Ansehn und Würde zu geben?

Uns ist es hier um die Entwicklung seines Charakters als Dichter zu thun. Die meisten Schriftsteller, welche diesen Gegenstand abgehandelt haben, scheinen der Meynung gewesen zu seyn, man müsse lyrisch über einen lyrischen Dichter schreiben; das Feuer, womit er seine Zuhörer entzünde, müsse auch in den Untersuchungen des Kritikers leuchten, und dieser müsse durch seine Begeistrung die Competenz zeigen, die er habe, über einen begeisterten und erhabnen Dichter zu urtheilen. Ein großer und geschmackvoller Kenner des Alterthums entwirft von Pindar folgende Schilderung: »Pindars lebhaftes und ungezügeltes Genie kündigt sich durch unregelmäßige, kühne, und ungestüme Bewegungen an. Bald sind die Götter ein Gegenstand seines Gesangs: Er schwingt sich, wie ein Adler, zu dem Fuß ihres Throns. Bald die Sieger: Er stürzt wie ein brausendes Roß in die Rennbahn. In dem Himmel und auf der Erde rollt er gleichsam einen Strom von erhabnen Bildern, kühnen Metaphern, starken Gedanken, funkelnden Denksprüchen. Einem Löwen gleich, der sich zu wiederholtenmalen auf unwegsame Pfade stürzt, und nicht eher ruht, bis er seine Beute ereilt hat, verfolgt Pindar mit einer Art von Wuth seinen Gegenstand, der sich bald seinen Blicken entzieht, bald ihm wieder von neuem erscheint. Er fliegt auf dem Pfade des Ruhmes fort, und sein Geist arbeitet, um

ihn auch seiner Nation sichtbar zu machen.« Dieß ist mit schönen Worten sehr wenig gesagt; diese Beschreibung giebt ein unbestimmtes und noch überdieß unrichtiges Bild; der Leser wird nicht belehrt. Die Begeistrung mag allenthalben an ihrer Stelle seyn, nur in der Kritik ist sie es nicht. Man begeistre sich bey dem Anschaun eines schönen Kunstwerks, bey der Lektüre eines vortreflichen Gedichts. Aber, wenn man urtheilen will, so nehme der Verstand die Zügel der Einbildungskraft; man betrachte kaltblütig und still; man untersuche die Gründe der Empfindungen, und opfre das Vergnügen im Genusse zu schwelgen dem Vortheile auf, seine Gedanken zu entwickeln und deutlich zu machen.

Eine sehr kurze aber sehr treffende Charakteristik des pindarischen Genies hat uns Quintilian hinterlassen: »Unter den neun Lyrikern,« sagt er, »ist Pindar bey weitem der vorzüglichste. Er zeichnet sich durch seine Feyerlichkeit, seine Denksprüche, seine Figuren, durch eine unerschöpfliche Fülle von Gedanken und Worten, durch den Strom seiner Beredsamkeit aus.« *) Was wir über unsern Dichter sagen werden, wird beynahe nichts weiter seyn können, als ein Commentar dieser Worte.

*) Quintil. Inst. Orat. X. 1. 6. Novem Lyricorum longe Pindarus princeps, spiritus magnificentia, sententiis, figuris, beatissima rerum verborumque copia et velut quodam eloquentiae flumine.

Der größte Theil der Gedichte Pindars ist bis auf die Titel derselben verloren gegangen. Nur eine Sammlung von Siegeshymnen hat sich erhalten, und nach diesen müssen wir urtheilen, wenn wir den poetischen Charakter unsers Sängers untersuchen wollen.

Unter allen Eigenschaften, welche wir in diesen Hymnen wahrnehmen, scheint uns keine so auffallend als die in denselben durchaus herrschende Feyerlichkeit, und dennoch ist keine so sehr übersehn, keine so sehr misgedeutet worden. Ein Umstand, den man bey der richtigen Schätzung dieser Gedichte niemahls aus den Augen lassen muß, ist dieser, daß sie eine religiöse Veranlassung hatten. Die Kampfspiele wurden selbst als eine Huldigung der Götter angesehn. Der Gott, dem zu Ehren man sie feyerte, verlieh den Sieg; und der Ruhm des Siegers fiel zum Theil auf ihn zurück. Daher hebt der Dichter meistentheils seinen Gesang mit einem Herzen voll religiöser Empfindungen an. Sein Geist schwebt auf den Flügeln der Andacht, und ihr Flug ist sanft, majestätisch und still. Sie läßt keinen unregelmäßigen Empfindungen Raum. Sie äußert sich nicht in kühnen Ausrufungen, in wilden Würfen, sondern ihr Charakter ist stille Erhabenheit. In diesem Ton heben die meisten Oden von Pindar an. Ihr Eingang gleicht der Faßade eines Tempels, der sich in einfacher Schönheit erhebt. (Ol. VI. 1 ff.) Ein großer Theil derselben beginnt mit Gebeten an die Beschützer der Spiele, an die Schutzgötter der Vaterstadt

des Siegers, seines Hauses und seiner Ahnen. Bald ist es der donnernde Jupiter, an den er seine Gebete richtet, bald die Nymphe eines stillen Bachs, bald die Grazien, die Geberinnen des Gesangs, bald die Gerechtigkeit, die Erhalterinn der Städte und der Familien.

Der Ton, welchen ein Dichter in dem Anfange seines Gesanges anschlägt, muß durch das Ganze wiedertönen, wenn er anders Sinn für Harmonie und Analogie hat; und mich dünkt, Pindar hat diese Foderung in den meisten von seinen Oden erfüllt. Das Feuer, welches er in dem Eingang derselben entzündet, strahlt zwar, aber es blendet nicht; es ist eine reine, sanfte Flamme, aber kein lodernder Brand; und so reizt er die Erwartung seiner Zuhörer nicht blos, sondern er ist auch im Stande sie zu befriedigen. Die meisten neuen Lyriker thun von dem gerade das Gegentheil; und selbst die Uebersetzer Pindars haben geglaubt, durch die Einmischung häufiger Interjektionen die ungestüme Begeistrung sichtbar machen zu müssen, von der sie den Dichter erfüllt glauben.

Eine der besten Uebersetzungen, die wir von diesem Dichter in deutscher Sprache haben, hat diesen Fehler in einem sehr hohen Grad. Sie leiht ihm ein Ungestüm, eine Wildheit und Regellosigkeit, die man erstaunt ist, bey einer unpartheyischen Lektüre des Originals selbst nicht zu finden. In Pindars Gesängen schimmert ihre erste Veranlassung allenthalben durch.

Eben so wie die Kämpfer in den öffentlichen Spielen nicht mit Ungestüm und Wuth ihren Gegner niederzuschlagen, sondern ihn durch einen weisen Gebrauch ihrer Kräfte zu entwafnen suchten, so verfolgt auch Pindar seinen Gegenstand mit Feuer, aber mit einem Feuer, das allenthalben von Würde, hohem Ernst und stiller Erhabenheit begleitet ist. In den Liedern der nordischen Dichter ist weit mehr Begeistrung sichtbar als in Pindars Oden. Aber das Erhabne in denselben ist nur ruckweise, ihr Flug ist unregelmäßig und wild, wenn Pindar immer gleichen Schritt hält, und in allen seinen Bewegungen anständig und edel ist.

Diese Feyerlichkeit ist selbst auch da sichtbar, wo ihn sein Gegenstand einladet, die Saiten der Leyer schlaffer zu spannen. Auch da, wo er die Empfindungen der Liebe singt, sind seine Bilder kühn, und seine Ausdrücke nicht selten hart. Denn die Grazien, denen er huldigt, sind die Schwestern der Uronia und die Geberinnen aller Tugenden, die in Männern und Helden gefallen; und die Liebe, welcher er opfert, ist jene erhabne Liebe, die in der Schönheit des Körpers nur das Mittel zu großen Thaten und die Vollkommenheiten der Seele erblickt.

Ein Bruchstück aus einem Liede an den Theoxenus mag zur Probe dienen, wie er sich über Gegenstände dieser Art auszudrücken pflegte:

Stets dem Amor zu huldigen
und die Blüthe der Liebe zu pflücken,

sey des Jünglings Loos.
Wer Theoxenus Flammenaug' erblickt,
und in seinem Busen braust
des Verlangens Woge nicht auf,
der empfing ein schwarzes Herz
aus Stahl bey kalter Flamme geschmiedet;
Unwürdig der Gunst der göttlichen Venus
kämpft er um feiles Gold
oder pflegt sich in weibischem Müßiggang.
Aber mir schmilzt an den Strahlen der Liebe das Herz
gleich dem Wachse der Bienen,
wann ich die zarte Blüthe reizender Knaben erblicke
u. s. w.

Schneider sagt von diesem Fragment: Er vermisse in ihm die Auswahl sanfter und weicher Worte; die genaue und regelmäßige Composition des Ausdrucks, welche sonst den Empfindungen der Liebe eigen ist; und die ganze Sprache sey mehr auf den rauhen Ton des Dithyrambendichters, als eines warmen, schmachtenden Liebhabers gestimmt.

Ich habe vielmals gelesen, es sey nichts bewundernswürdiger, als daß Pindars Genius der Einförmigkeit des Gegenstandes, welchen er behandelt, nicht unterlegen, und daß es denselben Stoff auf so mannichfaltige Weise zu variien verstanden habe. Und dann habe ich wieder gefunden, daß man sagt: Pindar habe die Schwierigkeiten seines Stoffs auf die Art über-

wunden, daß er sich wenig oder nicht um denselben bekümmere, sondern bey der ersten Gelegenheit in das Gefild der Mythen ausschweife, und sich gerade bey den Gegenständen am längsten aufhalte, die am weitesten aus seinem Wege lagen. Beyde Urtheile setzen den Leser Pindars in einen falschen Gesichtspunkt; wir wollen versuchen einen richtigern anzugeben.

Wenn man den Geist der griechischen Nation und ihrer Verfassung kennt, wenn man weiß, zu welcher Stufe von Ansehn und Ehre, ein Sieg erhob, der in einem der größern Spiele gewonnen worden war, so kann man sich wohl schwerlich einbilden, daß alles dieses Ansehn und diese Ehre einzig und allein auf die Person des Siegers gefallen sey. Eine solche Anstalt würde dem Geist eines freyen Staats gerade zuwider seyn. Da gilt kein Talent für nützlich, oder gelangt zu einem ehrenvollen Ansehn, das nicht unmittelbar auf den Ruhm und die Wohlfahrt des Vaterlands abzielt; und kein guter Bürger verlangt eine Ehre zu genießen, welche ihm nicht der Staat verlieh, und die er nicht hinwiederum mit dem Staate theilte.

So erwarb sich auch der Sieger die Vortheile nicht allein, welche den Sieg begleiteten. Sein Vaterland genoß diese Ehre so gut als er, und sein Ruhm theilte sich allen seinen Mitbürgern, vornämlich aber seiner Familie, mit. Da gedachte man der Thaten seines Landes und seiner Ahnen mit neuem Lob, da frischte man das Andenken ihres schlummernden Ruhmes auf.

Nun nach der stürmischen Nacht
vieler Monden
blüht durch der Götter Huld,
gleich den Purpur-Rosen im Lenz,
deines Stammes Ruhm;
und der Erdumgürter Neptun;
der in Onchestus wohnt
und auf Korinths schmaler Brücke,
und der den Sieg dir verlieh,
weckt ihrer Thaten edeln Ruhm;
denn er schlummerte:
Aber nun glänzt er in neuer Schöne,
wie der strahlende Phosphorus
in dem Kreise der andern Sterne.

Darum sendet der Dichter den Wiederhall in das Reich der Nacht, um einem Vater den Sieg eines Sohns zu verkündigen; darum

Horchen die Schatten
in dem Reiche des dunkeln Hades,
wie der Hymnen sanfter Thau
ihre erhabenen Tugenden netzt;
da vernehmen sie ihr Glück
und den mit ihnen getheilten Ruhm
ihres Sprößlings.

Diese weise Vertheilung des Ruhms unter Sieger, Ahnen und Vaterland war die Ursache, daß die Städte sich oft der List und Bestechung bedienten, um einen

Ruhm zu erlangen, den ihnen das Schicksal versagt hatte; und daß die Athleten in diesem Bestreben der Eitelkeit ein Mittel fanden, ihre eigne Habsucht zu befriedigen. Sie erhielten ansehnliche Geschenke, um ihr Vaterland zu verläugnen und eine andre Stadt als ihren Geburtsort ausrufen zu lassen. Hiero, der Erbauer von Aetna, ließ sich einstmahls als einen Aetnäer ausrufen, um seiner neuen Stadt Ansehn zu verschaffen, und der Tyrann Dionysius schickte mehr als einmal Unterhändler nach Olympia, welche die Sieger bewegen sollten, sich für Syrakusaner auszugeben.

Arm war also der Stoff des Dichters gewiß nicht; ja, im Gegentheil, wir sehen an mehr als einer Hymne, daß es ihm größere Mühe verursachte, die Pfeile, deren sein Köcher voll war, zurückzuhalten, als einen Gegenstand zu finden, auf welchen er den Bogen seiner Begeistrung spannen könnte. Der Ahnenstolz der Griechen ist bekannt. Man weiß, wie sehr sie alle geneigt waren, ihr Geschlecht von irgend einem berühmten Heroen des Alterthums herzuleiten. Die Geschichte aller beträchtlichen Familien Griechenlands hing mit der Geschichte des grauen Alterthums unzertrennlich zusammen. Eben so und noch mehr rückten die Städte ihren Ursprung in die Vorzeit hinauf. Jede derselben bewahrte die Mythen von ihrer Entstehung, ihren Erbauern, ihren Häuptern und Helden mit eifersüchtiger Sorgsamkeit auf; und ihr Stolz war, diese Mythen allenthalben zu verbreiten, sie in Liedern verherrlicht

zu hören und sie so auf die Nachwelt fortzupflanzen.

Wenn Pindar die Absicht seiner Hymnen erfüllen wollte, so mußte er den Ruhm des Siegers, seiner Vorfahren und seiner Vaterstadt in Eines verbinden. Wie hätte es ihm jemahls am Stoff fehlen können? Wie kann man seinen Stoff einförmig nennen? Wo ist es einem lyrischen Dichter so gut geworden? — Oder wie kann man sagen, Pindars Haschen nach Mythen sey wahrer Nothbehelf?

Außerdem aber stand ihm noch das ganze Feld der Mythik offen, um aus demselben allen Stoff zu leihn, den er für jede seiner Ideen nöthig halten mochte.

Ein gewisser Kreis von Ideen ist es also freylich, den Pindar in den meisten seiner Oden durchläuft. Aber da seine Gegenstände selten dieselben sind, da er jenen Kreis durchlaufen kann, wie es ihm beliebt, und in einer Ordnung, in welcher er will; so sieht keine Ode der andern ähnlich; am allerwenigsten aber wird man in einer derselben die Verlegenheit des Dichters gewahr, der nicht wußte, wie er seinen Helden loben sollte.

Um Pindars Verfahren an einem Beyspiele sichtbar zu machen, wollen wir hier den Plan der sechsten olympischen Hymne aufzeichnen, welche an Reichthum der Bilder, des Colorits und der Sprache vor den meisten andern Oden merklich hervorsticht. — In dem prächtigen Eingang stellt der Dichter die Verdienste sei-

nes Helden, die ihn der Hymne würdig machen, zusammen. Er ist Sieger und Augur am Jupiters Altar, gleich dem Amphiaraus, der vor Theben fiel. Bald nimmt der Sänger einen neuen Flug. Er besteigt den Wagen der Musen und lenkt ihn nach Olympia, denn hier gewannen auch die Vorfahren seines Helden manchen Sieg, und nach dem Eurotas, denn dieser ist die Wiege des ruhmvollen Geschlechts der Jamiden, zu welchem Agesias gehört. Die Götter, die den Jamus begünstigt hatten, walteten huldreich über seinen Nachkommen. Sie wurden, troz dem Neide berühmt, und auch jezt hat Merkur, der Schutzgott Arkadiens, des Mutterlands der Jamiden, einem von ihnen, dem Agesias, einen glorreichen Sieg verliehn. Der Glanz dieses Siegs verbreitet sich auch über Theben, denn sie ist mit Arkadien verwandt; und über Syrakus, den Wohnsitz des Siegers, mit Wünschen für dessen Wohlfahrt die Ode beschließt.

Alle Mythen, welche dieser Hymne eingewebt sind, stehen in dem genausten Zusammenhang mit dem Hauptgegenstande, oder sie sind vielmehr dieser Gegenstand selbst. Bisweilen, in andern Oden, scheint dieß freylich der Fall nicht zu seyn. Bisweilen gesteht es der Dichter selbst, daß er sich von seiner Bahn verirrt habe. Aber in hundert Fällen, wo wir ihn auf einer unnützen Digreßion zu ertappen glauben, würde uns eine genauere Kenntniß der ältesten Familien- und Städte-Geschichte zeigen, daß alles schön und regelmäßig zusam-

sammenhängt. Man denke sich, daß die Scholien der alexandrinischen Grammatiker nicht auf unsre Zeiten gekommen wären; daß wir den bloßen Text Pindars, ohne alle historischen und mythischen Erläuterungen lesen müßten; wie wenig würden wir von diesem eben so gelehrten als erhabnen Dichter begreifen, der das herrliche Gebäude seiner Hymnen, aus den Bruchstücken alter Geschichte zusammensetzte. Aber diese alexandrinischen Grammatiker, so gelehrt sie auch waren, haben doch manches nicht gewußt; und diese Unwissenheit einiger wenigen Umstände, welche durch keine Vermuthung zu ersetzen sind, verursacht, daß die dünnen Fäden, welche die einzelnen Theile einer Hymne zusammenhalten, unsern Augen entgehn, und wir da Mangel an Verbindung und Ebenmaaß wahrzunehmen glauben, wo vielleicht die gleichzeitigen Leser den schönsten Zusammenhang und die vollkommenste Eurythmie sehen konnten.

Es fällt in die Augen, welche genaue Verbindung zwischen dem epischen Gedicht und der pindarischen Hymne, aus der Bestimmung der letztern entstand, die Familie des Siegers, seine Ahnherrn und seine Vaterstadt zu verherrlichen. Dieses war überhaupt der Natur der Hymne gemäß. Die ältesten lyrischen Gedichte waren an den Festen der Götter gesungen worden. Und wie konnte man das Lob eines Gottes würdiger singen, als indem man seine Thaten erwähnte? Die homerischen Hymnen, Ueberbleibsel des grausten Alterthums,

sind daher insgesammt epischen Inhalts, so wie die Hymnen des Callimachus, der auf den Spuren der Alten einher ging.

Nirgends ist Pindar hinreißender, als in den Stücken, die ihrem Inhalte nach dem epischen Gedicht am nächsten kommen. Sein Vortrag ist feurig, gedrängt und kühn, und so wie es ihm an der sanft überredenden Kraft fehlt, die uns in Homers Gedichten bezaubert, so treffen die erhabnen Bilder, die starken Bemerkungen, die er seinen Erzählungen einmischt, die Seele mit wiederholten Schlägen und zwingen ihr Aufmerksamkeit und Bewundrung ab.

Ein solches Meisterstück lyrisch-epischen Vortrags ist die Erzählung von der Evadne, der Tochter des Jamus, in der sechsten olympischen Siegeshymne. Sie geht einen ruhigen, edeln und epischen Gang, und sie hat von der lyrischen Poesie nichts an sich, als das Glänzende des Ausdrucks, der sich hier weit über die homerische Simplizität erhebt.

Da sandten die Götter
Dunkelfarbige Drachen,
die den Knaben
mit dem unschädlichen Safte der Bienen
sorglich nährten. —
Er schlief in dem hohen Geröhr
unter den dicht verwachsnen Dornen;
seinen zarten Leib
mit der Violen röthlichen Strahlen benetzt.

Die vierte pythische Hymne ist eben so sehr wegen ihrer ausserordentlichen Länge, als wegen der darin enthaltenen Geschichte des Argonautenzugs berühmt; aber ich möchte sie nicht unter die vorzüglichsten Stücke dieser Gattung rechnen, da sie in der Anlage fehlerhaft scheint; da man gar zu deutlich das Bestreben des Dichters wahrnimmt, diesen Mythus einzuweben; da er zu wiederholtenmalen ansetzt und abbricht, bis es ihm endlich, nach mehrern Versuchen gelingt, den Weg zu finden, den er suchte, und der sich ihm abwechselnd zu zeigen und zu verbergen schien.

Die vortrefliche Erzählung von dem Drachentödter Herkules, in der ersten nemäischen Hymne, scheint zwar auch in keiner genauen Verbindung mit dem Ganzen zu stehn; aber sie macht für sich selbst ein Ganzes, und ist, als solches betrachtet, voll Schönheit, Würde und Erhabenheit. Wir erwarten zwar von den Thaten des Chromius seiner Ahnen und seines Vaterlands zu hören, und statt dessen finden wir die Thaten des Herkules, die der Dichter durch den schwachen Faden einer Sentenz mit seinem eigentlichen Gegenstande zusammenhängt. Aber dieser Theil, an einem Feste des Herkules abgesungen, wäre der herrlichste Preis dieses Gottes gewesen.

Aus der Bemerkung, daß der größte Theil der pindarischen Hymnen mit dem epischen Gedicht auf das genaueste verwandt ist, folgt schon von selbst, daß in demjenigen Theile derselben, der zu dieser Gattung ge-

hört, die wilde Begeistrung nicht statt finden könne, die man wohl gar bisweilen zu dem herrschenden Charakter des pindarischen Gedichtes hat machen wollen. Allerdings kann zwar eine feurige Fantasie bey dem Andenken, und noch mehr bey der Erzählung großer Thaten, vornämlich der Thaten der grauen Vorwelt, in eine Begeistrung gerathen, die die Erzählung belebt, dem Ausdruck Kraft, Feuer und Würde mittheilt, und sich auf die Zuhörer fortpflanzt; aber den höchsten Grad der Begeistrung fühlen wir doch nur dann, wenn uns gegenwärtige Umstände bestürmen und uns in die Nothwendigkeit versetzen, unserm Herzen Luft zu machen. Daher glaube ich in vielen horazischen Oden eine weit wahrere und stärkere Begeistrung wahrzunehmen, als in den prächtigen Hymnen des dirzäischen Schwans.

Ja, wenn ich nicht sehr irre, so ist Pindar nicht einmahl in seiner Sphäre, wenn er eigne Empfindungen singt. Was ist ermüdender, als wenn er seine Gegner bestreitet, wenn er mit dem Neide, der Anmaßlichkeit und dem Uebermuth seiner Rivalen kämpft? Auch dann wird er ermüdend und dunkel, wenn er, in angehäuften allgemeinen Sätzen, die Prinzipien seines Thun und Lassens aufstellt. Aber die allgemeinen Sätze, deren sich dieser Dichter überhaupt so gerne bedient, durch die er den epischen Theil seiner Hymnen so gern mit dem Hauptgegenstand verknüpft, mit denen er die gewaltigsten Klüfte ausebnet, und die kühnsten Ver-

bindungen wagt; — diese verdienen, als eine Eigenthümlichkeit seiner Gedichte, eine nähere Betrachtung.

Die Moral aller sich cultivirenden Nationen pflegt zuerst in einzelnen Bemerkungen zu bestehn, und diese werden in der Form von Sittensprüchen vorgetragen. Einige dieser Sittensprüche verschaften in Griechenland, in den ersten Zeiten der Cultur, den Titel und das Ansehn eines Sophisten. Mehrere Dichter schrieben moralische Rhapsodien und gewannen den Beyfall ihrer Nation. Und wer hat nicht mehrmalen in seinem Leben den Eindruck erfahren, den eine kurze, glücklich gefaßte Sentenz, in dieser oder jener Lage auf sein Herz und seinen Verstand gemacht hat?

Pindars Oden danken einen großen Theil ihrer Feyerlichkeit und Würde den Sittensprüchen und allgemeinen Sätzen, die er bey jeder Gelegenheit einmischt. Die Veranlassung hiezu gaben ihm bald die Umstände seines Helden, bald seine eigne Lage, bald die Mythen, die er erzählt. Den letztern schickt er insgemein die allgemeinen Sätze voraus, die sich aus ihnen ableiten lassen, und er macht sie gleichsam zu einer Brücke, auf welcher er zu den Erzählungen selbst übergeht. Allenthalben, wo ihm ein Schimmer philosophischen Lichtes entgegen strahlt, faßt er ihn auf, verwandelt das Partikuläre in das Allgemeine, und erfüllt den Zuschauer, der seine Worte, wie die Worte eines prophetischen Gottes aus seinem Heiligthum vernimmt, mit Bewundrung und Staunen.

Dieser Dichter war so überzeugt von der Wirkung, welchen die Häufung allgemeiner Sätze in der feyerlichen Odensprache hervorbringt, daß er eine ganz neue Gattung von Gleichnissen erfand, welche aus mehrern künstlich verketteten Sentenzen bestanden, deren enge Verbindung man aber erst dann entdeckt, wenn man sie unter einander verglichen, und die versteckten Fäden, die sie zusammenhalten, gefunden hat. Wenn er sagen will: Der Sieger in jeder Art von Kampf und Widerwärtigkeit habe, um seinen Ruhm auf die Nachwelt zu bringen, der Hymnen eben so nöthig, als der Schiffer des Windes und der Landmann des Regens, so drückt er dieß so aus:

Oft erflehn die Wünsche der Sterblichen
der Winde Wehen; oft die Ergießungen
regenschwangrer Wolken;
aber wem nach mühseligen Kämpfen
Fortuna lächelt,
dem verleihen die süssen Hymnen
der Nachwelt Ruhm und werden
seiner erhabenen Tugend Zeugen.

Oder wenn er die Menge der Wohlthaten, die sein Held andern erwieß, mit dem Sande des Meeres vergleichen will, so sagt er:

Wenn der Sand des Meeres unzählig ist,
wer vermag die Freuden zu zählen,
welche Theron auf andre häufte?

Und wem ist wohl das Gleichniß unbekannt, mit welchem Pindar die erste olympische Hymne eröffnet, wo er dem Kampf zu Olympia einen eben so erhabnen Rang unter den übrigen Kämpfen anweißt, als das Wasser unter den übrigen Elementen, das Gold unter den übrigen Arten des Reichthums, die Sonne unter den übrigen Gestirnen behauptet? Dieses äußerst zusammengesetzte Gleichniß hat beym ersten Anblick nicht einmahl den Anschein eines Gleichnisses; so verbindungslos und willkührlich scheinen die Sätze zusammengereiht; aber um desto mehr überrascht uns die feine Verbindung, welche wir am Ende entdecken, wenn nun das Ganze vor uns liegt, dessen einzelne Theile uns anfänglich, durch die prophetische abgebrochne Sprache, mit heiligem Erstaunen erfüllen.

Der Elemente bestes ist Wasser;
gleich' der bey Nacht entzündeten Flamme,
strahlet des Goldes Glanz
weit über jeglichen Reichthum hervor.
Willst du aber, mein Geist,
Kämpfe besingen, so schaue nicht
in dem einsamen Aether
nach einem glänzendern Gestirn,
als die Sonne, um,
noch singe einen schönern Kampf
als den olympischen.

Diese Stelle ist zu gleicher Zeit geschickt, unsre Aufmerksamkeit auf eine neue Eigenthümlichkeit unsers Dichter

hinzulenken. Wie viele Bilder sind in diese wenigen Zeilen zusammengedrängt! Wie kurz sind sie alle angedeutet! wie verschlungen und in einander gezogen! Von dieser Art sind seine meisten Gleichnisse, und dieß ist der Kunstgriff, dessen er sich bedient, den epischen Theilen seiner Oden lyrische Würde zu geben.

Wenn sich Homer bey seinen Gleichnissen aufhält, sie ausmahlt, den stärkern Zügen einige schwächere zugesellt, um die stärkern zu heben, so ist seine Absicht erreicht, wenn der Leser bey der Handlung verweilt, sie näher in die Augen faßt, und sie, durch die Hülfe des Gleichnisses, eben so lebhaft sieht, als der Dichter, der sie besingt. Denn um die Darstellung dieser Reihe von Begebenheiten ist es ihm zu thun, und sie ist sein letzter Zweck. Der lyrische Dichter richtet seinen Lauf nach einem andern Ziel; und wenn er einerley Mittel mit dem epischen Dichter braucht, so braucht er sie doch auf eine andre Art. Sein Zweck liegt nicht, wie bey jenem, in der Beschreibung selbst, sondern außerhalb. Er will keinen Gegenstand darstellen, damit ihn die Einbildungskraft beschaue, und sich mit dieser Beschauung begnüge; sondern seine Empfindungen auszudrücken ist er bemüht. Darum eilt er von Bild zu Bild; darum hebt er aus allen nur einige, und die stärksten Züge aus; darum deutet er nur mit kühnen Strichen an, wenn jener sorgfältig ausmahlt.

Aber auch das Größte hat seine Gränzen, und der freysten Gattung der Dichtkunst ist nicht alles er-

laubt. Pindar erlaubte sich oftmals in seiner Sprache mehr, als die Natur der Sache verstattet hätte. Oft vermischt er Bild und Gegenbild; oft knüpft er Dinge unverträglicher Natur zusammen; oft versteigt er sich in seinen Metaphern; oft wird er abentheuerlich, gesucht und frostig.

Die Sprache der lyrischen Dichter zu Pindars Zeit schmeckt noch hin und wieder nach den Eingebungen des Dionysus, an dessen Festen sich die hohe lyrische Gattung zuerst gebildet hatte. Da sprach der Gott selbst aus dem begeisterten Poeten, und seine Sprache war orakelmäßig, bilderreich, von der Sprache der Menschen so weit als möglich entfernt. Diese Hefe bacchischer Begeisterung war noch nicht ganz vergohren und der Wein des guten Geschmacks noch nicht ganz abgeläutert. Den Oden des Aeschylus und Pindars hängen noch die Spuren der ersten Entstehung ihrer Gattung an.

Vor allen Dingen sollte die Göttersprache neu und ungewöhnlich seyn; sie sollte in allen Stücken von der Sprache der Sterblichen abweichen; man wollte keinen gewöhnlichen Gegenstand mit seinem eigentlichen Namen nennen; keine gemeine Idee, wie sie war, ausdrücken; und anstatt sie zu vermeiden, ward sie umschrieben und aufgeschwellt. Wenn Pindar zum Beyspiel, unter andern Erfindungen Corinths, auch der Verzierungen erwähnt, welche man an der Faßade der Tempel anbrachte und Adler (ἀιετους) nannte, so

bedient er sich folgender geschmacklosen Umschreibung: »Wer anders als Corinthier setzten den doppelten König der Vögel über die Tempel der Götter?« — Oder wenn er von dem Wagenführer eines Siegers sagen will, er habe nicht wie andre, welche im Wettlauf zurück geblieben, nöthig, sich bey seinem Herrn zu entschuldigen — eine Bemerkung, die hoffentlich jeder Leser dem Dichter geschenkt haben würde — so drückt er dieß folgendermaßen aus: »Er kam in die Wohnung der Gerechtigkeit liebenden Battiden zurück, nicht begleitet von der Prophasis (dem eiteln Vorwand) des zu spät klugen Epimetheus Tochter.«

Man begreift sehr leicht, wie bey dem hohen begeisterten Ton der pindarischen und äschylischen Hymnen die gewöhnliche poetische Sprache selten poetisch genug gewesen seyn würde. Diese beyden Dichter verstärkten sie daher; und sie würden die Stelle, auf der sie seit so vielen Jahrhunderten stehn, niemahls errungen haben, wenn sie in diesem Bestreben nicht größtentheils glücklich gewesen wären. Aber immer ist es ihnen doch nicht gelungen. Einige Beyspiele von mehrern mögen zu unsrer Absicht hinreichend seyn. Hiero ward von seinen Zeitgenossen gerühmt; aber was kümmerte der Nachwelt ein Zeugniß, welches partheyisch seyn konnte, wenn es sich nicht auf Thaten gründete? Der Dichter giebt also seinem Helden den Rath, dafür zu sorgen, daß das Urtheil seiner Mitbürger Wahrheit bleibe. Hier geht er nun von der Redensart ein Ur-

theil schmieden aus, schafft einen Ambos der Wahrheit, legt auf ihn das Urtheil der Syrakuser, und stellt den König Hiero dabey, um dasselbe nach seinem Willen zu schmieden. Eine abentheuerliche Idee, auch bey der mildesten Erklärung! — Weniger abentheuerlich, aber doch höchst unnatürlich und unwahr ist folgendes Bild, das aus der metaphorischen Redensart, Ruhm erwecken, entstanden ist.

Ihm verlieh der Erderschüttrer den glorreichen Sieg,
und rief seiner Ahnen alten,
durch herrliche Thaten errungenen Ruhm,
von seinem Lager auf, wo er
in Schlummer gesunken war.
Nun er aber erwacht ist,
strahlt sein Antlitz gleich dem
von der Sonne Licht funkelnden Morgenstern.

Nicht immer so fehlerhaft, aber doch oft hart und durch allzu große Gedrungenheit dunkel, sind viele pindarische Tropen; zumahl wenn sie Fortsetzungen eines in seiner Sprache schon gewöhnlichen Tropus sind. Von allen dem, was die Lektüre dieses erhabnen Dichters erschwert, und was er mit andern Schriftstellern eines so entfernten Jahrhunderts gemein hat, ist dieser Umstand vielleicht das wichtigste. Wer vermag sich so leicht in den Besitz des ganzen Schatzes der Sprache, den Pindar benutzte, zu setzen? aber dem, welcher in diesem Genuße schwelgt, fehlt es nur allzu oft an Geduld, Scharfsinn und poetischem Gefühl, um

mit Glück die Bahn zu verfolgen, auf welcher dieser Dichter einher schritt; und um die oft verwehten Spuren zu errathen, die sein Tritt auf derselben zurück ließ?

Um überhaupt eine wahre und empfundne Achtung für die Schriftsteller der Griechen zu fassen, muß man eine genaue Bekanntschaft mit der griechischen Welt errichtet haben; aber an Pindars Härte und Kühnheit können wir nur durch einen langen Umgang mit ihm allein gewöhnt werden. Nur auf diese Weise ist es möglich, daß uns seine Sprache geläufig, der Gang seiner Phantasie enthüllt und die Mysterien seiner ganzen Poesie eröffnet werden. Ein schwacher Zug aus dem Becher, in welchem dieser Dichter den Wein seiner Gesänge mischt, erfüllt mit ungegründeter Verachtung oder unverständigem Staunen. Wem es um ein wahres Urtheil zu thun ist, der muß ihn ganz ausleeren, damit ihm »das Dunkel von den Augen falle, und er Wahrheit und blendenden Trug erkenne.«

Pindar hat eine Menge Nachahmer gehabt, die ihn nicht verstanden, und, um die Naktheit ihres Geistes zu decken, sich mit seinen Ausdrücken schmückten. Aber Gedanken und Bilder von ihm zu borgen, war so leicht nicht. So bald die Dichter aufhörten, Priester und Dollmetscher der Götter zu seyn, so bald verlor die pindarische Tuba ihren begeisternden Ton, und die Leser des Aristophanes wissen, von welchem Gehalt die Dithyramben aus den Zeiten des Perikles waren.

Bernard de Fontenelle.

Geboren zu Rouen, den 11ten Februar 1657. gestorben den 9ten Januar 1757.

Er sah in seinem hundertjährigen Leben den höchsten Glanz der französischen Monarchie, die Blüthe der Litteratur, die größte Verfeinerung und den größten Verfall der Sitten. Er selbst blieb sich unter den wichtigsten Veränderungen rund um ihn her größtentheils gleich. Bis in sein Alter hinauf erhielt er beynah dieselbe Gesundheit, denselben Geist, mit dem er in seiner Jugend geglänzt hatte.

Fontenelle besaß weder Voltairens vielumfassenden Geist, noch Racines Gefühl und Anmuth, noch Boileaus kritischen Scharfsinn; aber er besaß etwas von allen dem. Nicht gebohren, das Gebiet der Litteratur durch neue Eroberungen zu erweitern, besaß er gerade Kräfte genug, einzelne, bisher wüst gelegne Theile desselben zu angenehmen Gärten umzuschaffen. Eine solche wüste Gegend war damals noch das Gebiet der Philosophie. Es war das Eigenthum der Schulmeister und Theologen. Leute von Welt und Ton verachteten die elenden Zänkereyen der Schule, von denen sie nichts begriffen, und welche vielleicht selbst diejenigen nicht

verstanden, die sich ihnen ausschließend gewidmet hatten. Durch Fontenelle ward die lange verschmähte Philosophie zu Ehren und Ansehn gebracht. Er gab ihr die Grazien des Witzes zu Dienerinnen, und führte sie, aus den finstern Gemäuern der Sorbonne, an die Toilette der eleganten Damen und in die glänzenden Zirkel der Höflinge.

Fontenellens Philosophie war weder tiefsinnig noch gründlich, aber sie war anmuthig und faßlich. »Er benahm,« sagt D'Alembert, »den Wissenschaften die Trockenheit, welche die meisten Menschen von ihnen entfernt. Er wußte sie auch denen beliebt zu machen, die nichts als Vergnügen suchen. Sogar diejenigen unter seinen Lesern, die am wenigsten sich anzustrengen gewohnt waren, fingen an, sich für gelehrt zu halten, wenn sie seine Werke durchblättert hatten; und die geringe Mühe, die man fand, ihn zu faßen, that vielleicht der Dankbarkeit Eintrag, die man gegen den Verfasser hätte hegen sollen.«

Die Beurtheilung eines jeden Schriftstellers fällt ohne die Kenntniß seines Zeitalters mangelhaft aus. Wem Fontenelle in seinen philosophischen Schriften allzu witzig scheint, der vergißt, daß man damals nicht Bluhmen genug auf die mit Dornen verwachsnen Pfade der Wissenschaften ausstreuen konnte. Die freyere, anmuthigere und häufigere Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände fängt in Frankreich gewissermaßen mit Fontenelle an.

Ich bin darum nichts weniger als geneigt, den Witz dieses Schriftstellers und dessen Anwendung überall und ohne Ausnahme vertheidigen zu wollen. Oft ist es ein sehr unächter Witz, oft braucht er ihn zur unrechten Zeit. Seine Einfälle sind von einer ganz eigenen, ausgezeichneten Art. Mehrere derselben tragen die Spur einer Affektation, die ein französischer Kunstrichter sehr richtig charakterisirt, indem er sagt: »Fontenellens Affektation besteht darin, daß er die ungewöhnlichsten Wendungen nimmt, um einem wahren Gedanken den Anstrich von Unwahrheit, und dadurch mehr Feinheit und Neuheit zu geben.« Man wird die Richtigkeit dieser Bemerkung sogleich fühlen, wenn man sich einiger seiner Einfälle erinnern will. *) Ueberhaupt hat man ihm mit Recht vorgeworfen, daß er seine Gedanken allzusehr zuspitzte, und daß er jedem Perioden die Form eines Epigramms zu geben suchte, indem er ihn mit einer unerwarteten Wendung schloß.

Diese Affektation war ihm, wenn man so sagen darf, natürlich geworden. Da er keinen Augenblick vergaß, daß man ihn für einen witzigen Kopf hielt, so sollte keine seiner Reden unter der Erwartung bleiben, die man von einem Manne, wie er war, zu hegen be-

*) Wenn er zum Beyspiel zum Kardinal Dübois sagte: Vous avez travaillé dix ans à vous rendre inutile. Oder wenn er von dem Geheimniß der Natur spricht: des l'age de neuf ans je commençais à n'y rien comprendre.

rechtigt schien. Aber von den beyden Eigenschaften, die er irgendwo von seinem Mädchen verlangt

ce qui serait encore bien nécessaire,
ce serait un esprit qui pensât finement
et qui crût être un esprit ordinaire.

hatten ihm die Musen nur eine verliehn. Darum herrscht der Witz in seinen Werken auch da, wo er am wenigsten hingehört. Seine Eklogen sind davon voll; und er war nicht im Stande, die richtigen Grundsätze zu befolgen, die er über diese Dichtungsart hegte. So groß war die Macht der Gewohnheit und der Einfluß eines schädlichen Beyfalls.

Den Weg, welchen der bukolische Dichter betreten muß, wenn er zu gleicher Zeit den Gesetzen der Wahrheit und Schönheit Gnüge thun will, den Weg, auf welchem Geßner zum Tempel der Unsterblichkeit gedrungen ist, hat Fontenelle in seiner Abhandlung über die Ekloge so richtig gezeichnet, und in seinen Eklogen selbst so gänzlich verfehlt, daß man Mühe hat, beyde für Werke eines und desselben Kopfes zu halten. Wenn er dort sagt: »Die Ekloge kann keinen Reiz haben, wenn sie die rohe Natur des Landlebens darstellt. Nicht die getreue Schilderung einer Landwirthschaft, sondern der Sorglosigkeit, der Muße, deren man da genießen kann, die Vorstellung der wenigen Bedürfnisse, die man da zu befriedigen hat, um glücklich zu seyn, müssen den Gegenstand des Hirtengedichts ausmachen.«

machen." — Und weiter hin: "Die Liebe der Hirten sey natürlich und einfach, weil das Hirtenleben mit der hohen Verfeinerung des Geistes unbekannt ist; sie sey eifrig, weil man durch keine andere Leidenschaft zerstreut wird; bescheiden, weil man die Eitelkeit nicht kennt; getreu, weil man mit Widerwillen, Unruhe und Eigensinn unbekannt lebt; mit einem Wort, eine Liebe, welche von allem Fremdartigen und Schädlichen, welches ihr die Grillen der Menschen beygemischt haben, gereinigt ist." — so sind dieses die Ideen, von denen Geßner ausging, und deren Wahrheit keine Theorie des Hirtengedichts mehr zu bezweifeln wagt.

Wer würde glauben, daß Fontenellens Urtheil über die Schäfersitten in der Asträa auf seine eignen Eklogen paße: "Oft," sagt er, "kommen mir die Schäfer in der Asträa wie verkleidete Hofleute vor; oft scheinen sie aus den Schulen spitzfindiger Sophisten entlaufen zu seyn."

Gleichwohl sind dieses die Fehler, in welche Fontenellens Hirten ohn' Unterlaß fallen. Schon in der Wahl seines Stoffs und in der Anlage seiner Plane offenbart sich jene ihm so geläufige Affektation. Denn am liebsten behandelt er Materien, welche die allerhöchste Feinheit erfordern, und eben dadurch den Geist von allem Gefühl der Wahrheit und Natur am weitesten abführen. In der Ekloge, welche die Stelle der Zueignungsschrift *) vertritt, streiten zwey Schäferin-

*) An die Dauphine.

nen, ob die Dauphine, die sich auf ihren Fluren hatte sehen lassen, eine Göttinn oder eine gemeine Sterbliche sey. Ich weiß nicht, ob dieser Gegenstand überhaupt eine bukolische Behandlung zugelassen hätte; aber so viel ist gewiß, daß der Dichter den Hofmann hätte vergessen, und nicht alles auf eine Galanterie für die Prinzessinn hätte anlegen müssen. Ein andermahl ergreift eine Schäferinn, die den Vorsatz gefaßt hat, einen Schäfer zu vergessen, an welchem ihr ganzes Herz noch hängt, das Mittel, sich ohn' Unterlaß an ihren Vorsatz zu erinnern, um auf diese Weise den geheimen Wünschen ihres Herzens Genüge zu leisten; und eine Andre, welche die Liebe fürchtet, und ihrem Anbeter nichts als Freundschaft zugestehn will, wird durch alle Künste der männlichen Koketterie dahin gebracht, ihrem Entschluß zu entsagen und ihre Liebe einzugestehn. Man fühlt von selbst, daß die Darstellung eines solchen Verfahrens eben so wenig in das Schäfergedicht gehört, als der Streit zweyer Hirtinnen über die Frage: Ob ein verliebtes Mädchen mehr Vergnügen genießt, wenn sie ihre Leidenschaft verbirgt, oder wenn sie dieselbe gesteht?

Die Darstellung der Sitten und Empfindungen ist in demselben Geist. Die Liebe ist fast durchaus eine Mischung romantischer und höfischer Galanterie. Selbst die conventionelle Höflichkeit findet in seiner Schäferwelt statt, und ein Kuß auf die Hand ist eine Sache von großer Consequenz. Die wahre Empfin-

dung wird überall durch Koketterie verdrängt, und, wo sie hervorbricht, fast in demselben Augenblick erstickt. Einige Züge der größten Unnatur mögen zum Beweis dieser Anklage hinreichend seyn. In der fünften Ekloge streiten zwey Schäfer über den Vorzug ihrer Schäferinnen. Timant ist Richter: Timante

— dont la vieilleſſe galante
Souvent par ſes avis ſe plaiſait à former
Quelque beauté ſimple et naiſſante
Qui n'eût ſû qu'être aimable et non ſe faire aimer.

Einer der beyden Liebhaber preißt sich in diesem Wettstreit glücklich, einen Rival und eine Schöne zu haben, die ihre Bildung wahrscheinlich in Timants Schule erhalten hatte. Folgende Züge sind der Buhlschwester beym Plautus würdig:

Alcidon l'autre jour au milieu d'une foule
Prit la main de Phillis qu'il ſerrait tendrement;
Soudain ſans qu'il me vit près d'elle je me coule,
Elle me donna l'autre et ſourit finement.

Beynahe alle Schäferinnen kennen, was man le manège de l'Amour nennt, und ihre Liebhaber fordern sie dazu auf. Auch dann, wann der Dichter seine Höflinge und ihre Denkungsart einen Augenblick vergißt, und wahre bukolische Empfindungen zu schildern anfängt, kehrt er gemeiniglich sogleich wieder nach dem Hof zurück, um seine unnatürliche Komödie weiter

spielen zu lassen. Die erste Ekloge enthält einige vortrefliche Stellen. Es sind die Klagen eines Liebhabers, der von seiner Geliebten entfernt ist, an dem Tag eines Festes. Wie schön sind folgende Verse:

Mais maintenant hélas! j'erre en ces mêmes lieux
Plein d'elle et sans espoir qu'elle s' offre à mes yeux.
Ciel que le Soleil marche à pas lents sur nos têtes!
Quels jours! quelle tristesse! et l'on songe à des fêtes!

Aber wie unangenehm und widerlich ist der Contrast, den damit folgende Schilderung macht:

Et qu' y ferais-je? quoi! je pourrais voir Doride,
De louanges toujours et de douceurs avide;
Et Madonte qui croit qu'Iris ne la vaut pas,
Et Stella qui jamais n'a loué ses appas,
Y briller à sa place, y triompher de joie?

Selbst Wortspiele hat er sich nicht untersagt. Eine Menge Einfälle, die er seinen Schäfern in den Mund legt, sind gerade von der Art, wie das, was er von dem wohlgetroffenen Bildniß eines einsylbigen Menschen sagte: On dirait qu'il se tait. So epigrammatisch ist die Schilderung eines zärtlichen Schäfers:

Le bonheur d'être aimé n'est pour lui qu'un bonheur;
Jl en sent le plaisir et rénonce à l'honneur.

Oder die Ermahnung eines Liebhabers an seine Geliebte, die sich nach der Stadt begiebt: Révénez plus bergère encore que vous n'étiez en nous quittant. Oder die Klagen eines Liebhabers über seine unempfindliche Schöne:

Sans songer au sujet elle goute mes chants,
Ils ne la touchent point et lui semblent touchans.

So herrscht der Witz in einigen Stücken durchaus, in andern wenigstens stellenweise. Nur selten offenbart sich die wahre Natur. Denn auch die Einfalt und Naivetät dieser poetischen Menschen ist affektirt. Sie analysiren ihre Empfindungen, statt sie zu äußern; sie denken zu oft, wo sie nur fühlen sollten. Die Ekloge kennt keinen Witz, als so viel dessen zum Ausdruck inniger und tiefer Empfindung erforderlich ist. Alle Verfeinerung der Denkkraft, welche aus der Cultur der Gesellschaft entspringt, alle die Künste, welche nur dazu dienen, die Unterhaltung zu beleben, und das Geschäfte, die Langeweile erträglich zu machen, alles das ist in der Hirtenwelt am unrechten Platz. Man verlangt, Menschen zu sehn, welche glücklich gebildet aus den Händen der Natur hervorgingen, und ihr richtiges moralisches Gefühl und ihren gesunden Verstand in der Einfachheit ihres stillen Lebens erhalten haben; Menschen, welche keinen Unterricht kennen, als den die Natur ihnen ertheilt, und welche keine andre Sprache, als die Sprache der Empfindung sprechen.

Aber Empfindungen auszudrücken, war Fontenelle sehr wenig bemüht. Der Mangel, den man ihm im gesellschaftlichen Leben vorzuwerfen pflegte, der Mangel an Theilnahme, jene Gleichgültigkeit, welche die raffinirteste Politesse immer nur schlecht verbirgt, ist auch seinen Schriften eingeprägt. Sein Ehrgeiz war, wie es scheint, nur auf den Beyfall des Hofs gerichtet, und was diesem gefiel, schien ihm schön und wahr. Ein Mann von richtigem Gefühl hätte die Schmeicheleyen nicht aussprechen können, mit denen er den unwissenden, verworfnen Dübois bey seiner Aufnahme in die Akademie empfing. *)

Dieser Mangel an Gefühl ist auch in den Heroiden sichtbar; aber dagegen sind sie von jenem falschen und blendenden Witz, womit er sein Hirtengedicht verdarb, ziemlich frey. Gleichwohl hatte er bey diesem einen Virgil, bey jenen einen Ovid zu Mustern und Vorgängern. Aber Freyheit von Fehlern ist nur die Bedingung zur Schönheit, aber die Schönheit nicht selbst. Wer Popens Heroiden kennt, wird bey Fontenelle we-

*) Er sagte ihm unter andern: „Sie danken Ihre Erhebung den Musen und genießen die schönste Belohnung Ihres Umgangs mit denselben durch den Anblick der Früchte, die der durch Ihre Erziehung gebildete Geist des Regenten trägt.“ — Und weiter hin: „Welch' eine Wohlthat erzeigen Sie uns durch die Annahme eines Platzes unter uns. Sie hätten uns als Minister begünstigen können, aber die größte Begünstigung, die wir von einem Minister erwarten konnten, war, daß er einer der unsrigen wurde.“

nig Befriedigung finden. Eine fließende Versifikation, eine zierliche und edle Sprache ersetzt den Mangel des lebhaften Ausdrucks elegischer Empfindungen nicht, die der Zweck und die eigentliche Sphäre der Heroide sind. Der Ausdruck in den Heroiden des französischen Dichters ist größtentheils wahr, aber schwach; nicht fehlerhaft, aber auch nicht hervorstechend. —

Fontenelle ist Verfasser einiger Opern, die zu ihrer Zeit mit Beyfall gesehen wurden. Sie haben mir weder viel besser, noch auch viel schlechter als die meisten andern französischen Opern geschienen. Wenn das Wesen dieser sonderbaren Dichtungsart in prächtigen Festen, fürchterlichen Ungewittern, reizenden Tänzen und zärtlichen Arien besteht, wenn es zur Hervorbringung des Interesse hinreichend ist, Wunder auf Wunder zu häufen, und die ganze Natur in einen Aufruhr zu setzen, während dem man die handelnden Personen gänzlich aus den Augen verliehrt, so sind Fontenellens Opern Meisterstücke in ihrer Art. Er ist korrekter als Quinault; nie sinkt seine Sprache so ganz zur trivialen Prosa herab. Aber diese Korrektheit ist durch den Verlust der Wärme und Zärtlichkeit erkauft, die dem Quinault vor allen Dichtern dieser Gattung eigenthümlich ist.

Am glücklichsten war Fontenelle, wenn ich nicht irre, in den sogenannten gesellschaftlichen Stücken. Hier ist der Witz an seiner Stelle; hier verzeiht man

auch wohl eine etwas gesuchtere Wendung. Und einen feinen, glücklichen Gedanken mit Leichtigkeit und Anmuth auszudrücken, dieses Talent fehlte ihm nicht. Einige seiner Madrigallen sind vortreflich, natürlich, ohne allen gesuchten Putz. Doch hat ihn auch in dieser Gattung Voltairens fruchtbarer Witz weit zurückgelassen.

Theokrit.

(Er blühte in der 130. Olympiade, unter den Königen Hiero dem Zweyten zu Syrakus, und Ptolemäus Philadelphus zu Alexandrien.)

Der Ursprung der bukolischen Dichtungsart verliert sich bekanntlich, nicht anders, wie der Ursprung der Epopöe und des Drama's, in die Zeiten des grauen Alterthums. Die Geschichtschreiber nennen uns zwar, dieser einen Diomus, ein anderer einen Daphnis, ein dritter den Stesichorus als Erfinder des Idylls, *) und die Philosophen versuchen zuweilen noch, aus der Natur des Gedichts sein Entstehn zu entwickeln: aber jene geben zuletzt nur Namen, und diese wenigstens keinen bündigern und lehrreichern Aufschluß, als Lukrez, wenn er singt: **)

Der West, der schmeichlerisch in Rosenfluren wehte,
Der Vogel an dem Quell, des Teichs belebtes Rohr
Begeisterten zuerst des Hirten stumme Flöte,
Und lockten Harmonie früh schon aus ihr hervor.

*) Athenäus XIV. S. 619. Diodor IV. K. 84. Aelian in V. H. X. 18.

**) De rerum natura. B. V. V. 1381. u. f.

Bald stiegen Klagen hier, dort feurige Gebete,
Wie Lieb' und Schmerz sie lehrt, zu Cyprien empor.
An Acis Ufern ließ die Göttliche sich nieder,
Und ihrer Huld zum Preis ertönten neue Lieder.

Ich werde also die Frage: Auf welcher Stufe der Vollkommenheit fand Theokrit das Hirtengedicht? (denn daß er nicht der erste bukolische Sänger war, sagen uns seine eignen Worte; *) und welches Verdienst erwarb er sich um die weitere Ausbildung desselben? als unbeantwortlich vorübergehen, und mich, ohne bey täuschenden Muthmaßungen zu verweilen, allein an ihn und an die Ueberbleibsel seiner Muse halten.

Schon eine flüchtige Bekanntschaft mit ihnen überzeugt Jeden, daß sie weder alle unter eine Aufschrift gehören, noch einen gemeinsamen Charakter an sich tragen. Wie unähnlich sehen sich der Cyklop und die Dioskuren, wie weit auseinander liegen die Frühlingsreise und das Brautlied der Helena! Zwar haben Grammatiker und Scholiasten sie mit einem allgemeinen Namen gestempelt: aber wer weiß nicht, daß Idyllen, in dem Sinne der Alten, nichts anders sind, als vermischte Gedichte, und daß diese vielumfassende Ueberschrift gar verschiedene Gattungen in sich begreife? Um über Theokrits Manier richtig zu urtheilen, ist es nöthig, seine Poesieen in besondre Klassen zu unterscheiden und jede einzeln zu prüfen.

*) Id. 7, 39. 40. vergl. mit Moschus Id. 3, 94—99.

Versteht man, nach dem eingeschränktern Sprachgebrauche der Neuern, unter dem Idyll ein Gedicht, das die Leidenschaften, Empfindungen und Handlungen solcher Menschen schildert, *) die noch in keinem Staate beysammen leben, oder bey denen wir wenigstens die Verbindung mit den größern Gesellschaften des Staats nicht bemerken, so können nur die eilf ersten Stücke, jedoch mit Ausschluß des zweyten, und, ausser ihnen, der Hirt, (Id. 20.) die Fischer (Id. 21.) und das Liebesgespräch zwischen Daphnis und seinem Mädchen, (Id. 27.) wofern diese wirklich von Theokrit herrühren, für wahre Idyllen gelten. Vielleicht ist der Inhalt dieser Gedichte nicht mannichfaltiger, als die Aeusserungen der Kritiker über den Werth derselben. Große Namen stehen unter den Lobrednern, nicht ge-

*) Man sieht leicht ein, warum ich nicht mit Mendelssohn (Litteraturbriefe, Th. 5. S. 125.) sage; die höchst verschönerten Leidenschaften und Empfindungen. Die meisten Idyllen Theokrits würden nach dieser Bestimmung aufhören, Idyllen zu heissen; auch hat schon H. Engel in seiner Theorie der Dichtungsarten (S. 68.) diesen Charakter mit Recht ausgelassen. (vergl. Fragmente über die neue deutsche Litteratur, zweyte Sammlung. S. 357.) Wenn aber eben er zu dem Worte Menschen die nähere Bestimmung gesittet setzt, so fürchte ich, daß hierdurch ebenfalls ein neues, schwankendes Merkmal in den Begriff sich einschleicht. Manche Idyllen des Griechen würden dann offenbar auf diesen Begriff Verzicht thun müssen, und die bäurischen Klagen des Ronsard nicht blos schlechte, sondern gar keine Idyllen seyn.

ringere unter den Tadlern des Griechen: aber ich enthalte mich, sie zu nennen, weil ich weder durch unzeitige Gelehrsamkeit meine Leser ermüden, noch sie durch die Nebeneinanderstellung von Widersprüchen verwirren, oder durch Autoritäten, zum Vortheil der einen Parthey, bestechen will.

So sehr man sich auch in der Bestimmung des Verdienstes der Alten und ihrer einst so allgemein behaupteten Vorzüge vor den Neuern einander genähert hat, so viel Misverständniß und Vorliebe, dünkt mich, mische sich gleichwohl noch itzt in unsre Lobsprüche. Zwar wenn Geßner *) von Theokrit rühmt, »er habe seinen Hirten den höchsten Grad der Naivetät und ihren »Liedern jene sanfte Unschuld gegeben, die man, wenn »die einfältige Empfindung eines unverdorbenen Her»zens die Phantasie befeure, nie vermisse;« so wird man geneigt, dieß Lob auf die Bescheidenheit des liebenswürdigen Dichters, der mit den Griechen um einen Lorbeer buhlte, zu schreiben, und es mehr für die Stimme der Freundschaft, als für das abgenöthigte Bekenntniß der Ueberzeugung zu halten. Wenn aber sogar kältre Kunstrichter **) uns zurufen: »Leset den »Theokrit! Ihr werdet von ihm die offenherzige Spra»che der Unschuld lernen. Er hat die naive und lieb-

*) In der Vorrede zu seinen Idyllen.

**) Batteux. (nach Ramlers Ausgabe, Th. 1. S. 379.) Sein gefälliges, bald stärkeres, bald schwächeres, Echo sind die meisten übrigen Kunstrichter.

„reizende Natur geschildert. Seine Gemählde sind wie „reife Früchte, am frühen Morgen gebrochen, und mit „dem zarten Scheine, der einem frischen Thaue ähn„lich sieht, überzogen. Keinem seiner Nachfolger ist „es geglückt, ihn zu erreichen. Sie haben sich genö„thigt gesehen, ihn fast buchstäblich abzuschreiben, weil es „ihnen an Genie mangelte, ihm nachzuahmen;“ wenn, sage ich, kältere Kunstrichter so reden, und der Leser, im Vertrauen auf ihr sichres Gefühl, seinen Dichter zur Hand nimmt, und, außer der Darstellung der Natur, die noch überdem oft treuer ist, als er sie wünscht, wenig zu bewundern findet, muß er nicht auf die Gedanken gerathen, daß er und der Kritiker sich zwey verschiedener Ausgaben bedienten?

Die Foderung, jeden Schriftsteller in dem Geiste seines Volks und Zeitalters zu lesen, bewahrt freylich, wenn man ihrer fleißig eingedenk ist, auch Theokrit vor manchem unzeitigen Vorwurf. Das Ideal des Schönen ist wandelbar, und in keinem Lande und in keinem Jahrhunderte dasselbe. Blumen, die heute durch ihre Neuheit und frische Farbe gefallen, reizen morgen das Auge nicht mehr; Scenen, an denen wir uns das erstemahl nicht müde sehen können, erscheinen uns, nach wiederholtem Anschauen, alltäglich; Gemählde, die an dem Orte, wo sie aufgenommen werden, als glückliche Nachbildungen bekannter Originale, ergötzen, gehen oft für den Ausländer verloren; und gewiß hat kein Schriftsteller mehr Ursache, das Aussterben der Spra-

che, in welcher er schreibt, zu wünschen, als der Dichter, der nach Unsterblichkeit ringt. Allein alle diese Betrachtungen vermögen doch nur, einzelne Anspielungen, Gleichnisse und Bilder zu rechtfertigen, und hier ist die Frage: Gebühren der Erfindung und Manier des Griechen, im Ganzen genommen, die Lobsprüche, die man ihr beylegt, oder verdient er sie nur in besonderer Rücksicht und unter gewissen Einschränkungen?

Um ein billiges und gegründetes Urtheil über die Bukolien Theokrits zu fällen, ist es, meiner Meynung nach, durchaus nothwendig, nicht nur dem Gedanken an eine idealische Schäferwelt, wie zum Theil schon die Virgilische und mehr noch die Geßnerische ist, zu entsagen, sondern überhaupt nichts anders von ihm zu erwarten, als National-Idyllen, d. h. eine treue Zeichnung des Hirtenvolkes, mit und unter welchem er lebte. Die ersten Versuche, welche Dichter in einer wenig, oder gar noch nicht bearbeiteten poetischen Gattung machen, gehen gewöhnlich von einer einfachen und unverschönerten Darstellung der ungebraucht von ihnen liegenden Welt und Natur aus. „So wie die „Seefahrer, die zuerst den Ocean beschifften, sagt ein „geistreicher Schriftsteller, *) sich nur den Winden „und Strömen übergeben durften, um neue Inseln zu „entdecken; so dürfen diese glücklichen Köpfe nur ihrer

*) Schwabe in der Preisschrift über den Einfluß der Nachahmung fremder Werke auf den vaterländischen Geschmack.

»Phantasie freyen Lauf lassen, um überall auf neue »Bilder zu stoßen, und ihre Geistesprodukte damit »auszuschmücken.« Man betrachte die dichterischen Werke, die von den Morgenländern und Griechen auf uns gekommen sind, und die Wahrheit dieser Behauptung wird sogleich einleuchten. Homers Ilias, um bey den letztern stehn zu bleiben, ist höchst wahrscheinlich eine, dem größten Theil nach vorgefallene, wirkliche Handlung, die, an sich schon ein reichhaltiges und poetisches Ganze, wie etwa in den neuern Zeiten die Geschichte des zweyten schlesischen Krieges, dem Sänger die Erfindung und Anordnung des Stoffs ersparte, und die Gemählde und Gleichnisse, deren Reichthum wir mit allem Rechte bewundern, nicht glückliche Zusammensetzungen einer fruchtbaren Einbildungskraft, sondern Beschreibungen natürlicher Gegenstände, oft ohne alle dichterische Beymischung. Eben so die ältesten griechischen Hymnen und Lobgesänge zur Ehre der Götter. Die schmucklose Erzählung eines Abentheuers, oder einer merkwürdigen That ist, wie die noch erhaltenen deutlich zeigen, ihr Inhalt, nicht jene gelehrte Digressionen und sinnreiche Allegorieen und Dichtungen, deren sich Pindar, der Heldensänger, in der Folge bemächtigte. Und die Lustspiele des Aristophanes? Schwerlich kann man sie für etwas anderes halten, als für Darstellungen interessanter Charaktere und Vorfälle, die er aus der wirklichen Welt aufgriff, nicht, wie der spätere Menander, erschuf. Alles,

was der Dichter einer Nation, die sich aus sich selbst und ohne den Einfluß einer schon kultivirten bildet, um zu gefallen, nöthig hat, ist, die Natur getreu nachzuzeichnen. Noch bedarf es der Hülfe der Imagination und ihrer Zusammensetzungen und Verbindungen wenig: seine Schilderungen sind immer neu, und sein Kolorit immer frisch.

Meine Leser errathen vielleicht schon, aus welchem Gesichtspunkte ich die Bukolien Theokrits betrachte. Alles, was von Homer gilt, gilt auch von ihm: denn er ist, wie dieser, und in derselben Bedeutung Schöpfer, d. h. ohne der erste Idyllensänger in dem strengsten Sinne des Worts zu heißen, muß man ihn als denjenigen anerkennen, der die bukolische Dichtungsart zuerst so bearbeitete, daß sie neben den übrigen mit Recht ihre Stelle einnahm. Geboren in dem heerdereichen Sicilien, sang er die Gegenstände, die ihn umgaben, und am lebhaftesten auf ihn würkten, sang er die Anmuth und die Fruchtbarkeit ihrer Fluren, und die Sitten und Empfindungen ihrer Hirten, ihre Lebensweise und ihre Geschäfte, aber wahr und ohne alle Zusätze der Phantasie. Unverschleyert stehen sie vor uns, Naturmenschen, die überall ihre Gefühle und ihre Denkungsart äußern, die sich stets zeigen, wie sie sind. Was sie von dem Dichter entlehnen, ist größtentheils Sprache und Rhythmus, und was uns anzieht, weniger ästhetische Schönheit, als Menschendarstellung und Charakterschilderun-

rungen. *) Wir verweilen bey ihnen, theils, weil oft schon die Richtigkeit einer Zeichnung allein hinreicht, das Auge zu fesseln, theils, weil gewisse leicht zu entdeckende Aehnlichkeiten zwischen dem alten und neuen Hirtenstande in der Vergleichung ergötzen. Es sey mir vergönnt, nach diesem angegebenen Gesichtspunkte, das Bild der theokritischen Muse itzt sorgfältiger auszuführen. Je glücklicher es alle einzelne Züge des Dichters in sich vereinigen, und je geschickter es seyn wird, die verschiedenen Widersprüche in dem Urtheile der Kunstrichter über ihn zu lösen, je mehr Wahrscheinlichkeit wird der Satz, von dem ich ausgegangen bin, gewinnen.

Zuerst ergiebt sich wohl von selbst, daß ein ungeschmücktes, treues Gemählde des Hirtenlebens so anmuthsvoll und reizend unmöglich ausfallen kann, als man es gewöhnlich, theils nach der Idee, die sich so gern an Flur und Hirtenstab anschmiegt, theils nach der Schöpfung der Neueren, die uns immer bey der Lesung der Alten vorschwebt, zu erwarten pflegt. Eine Menge Szenen müssen, wenn der Dichter einige nicht

*) Und in so weit, aber auch nur in so weit bin ich mit dem vortreflichen Verfasser der Vergleichung der deutschen Dichter mit den Dichtern der Griechen und Römer einig. In den meisten übrigen Punkten, und vorzüglich in seinem Urtheile über einzelne Stellen und Gemählde, scheint ihn doch eine zu große Vorliebe für das Alterthum, die auch anderwärts sichtbar wird, bestochen zu haben. Meines Erachtens ist es oft allein seine schöne Sprache, und seine überraschenden Wendungen, nicht die Wahrheit der Sache, was seine Behauptungen unterstützt.

Bayerische Staatsbibliothek München

vermeidet, andre nicht veredelt, oder in dem Geschmacke seines Volkes zu beyden keinen hinlänglichen Grund findet, dem mehr geläuterten Gefühle anstößig werden, und den Gedanken einer misverstandenen Nachahmung erwecken. Viele Züge von Einfalt, Unschuld und Offenheit werden, wo nicht mit der Zeit aufhören, als solche zu erscheinen, doch gewiß aus Mangel der diesen Tugenden so unentbehrlichen Delikatesse misfallen, vieles endlich, was der Grieche, nach seinen Sitten, unverhüllt zeigen durfte, beleidigen, da für uns, um der eben angeführten Ursachen willen, keine Dichtungsart gewisse Naktheiten weniger duldet, als die bukolische. Zu jeder dieser Behauptungen finden sich Belege im Theokrit. Ich erinnere nicht an jenes Gleichniß in dem übrigens schönen Gesange Thyrsis, *) das den Ton des Ganzen so unangenehm stört und doch fürwahr keine Frucht, mit frischen Thaue überzogen, heissen kann; der Genuß mehrerer Stücke wird uns durch die rauhe Manier der Sicilischen Hirten und durch ihre Kraftsprache verbittert. So unläugbar indeß dieses ist, so ungerecht würde man gleichwohl handeln, wenn man hieraus einen nachtheiligen Schluß auf den Geschmack Theokrits ziehen wollte. Mitten in den Triften und unter den Heerden seiner Insel sang er, was er hörte und sah, und sang es Griechen, die, wie er, mit allen Eigenthümlichkeiten des Schäferstandes vertraut, und, eben weil sie ihm so nahe leb-

*) Id. 1, 86 — 91.

ten, gewöhnt, auch seine ungefällige Seite ohne Widerwillen und Ekel zu betrachten, sich an der Wahrheit der Nachahmung ergötzten. So ergötzte man sich lange an den licht- und schattenlosen Gemählden der ersten Meister, zufrieden, daß sie gewissenhaft und treu kopirten.

Eben so bereitwillig wird man zweytens bekennen, daß die Farben vieler Bilder und Bluhmen in Theokrit an Lebhaftigkeit und Wärme dem Kolorite unsrer neuern Idyllendichter, und vorzüglich dem Geßnerischen, allerdings nachstehn. Wer es bezweifelt, darf nur die Feldsänger des Griechen (Id. 8.) gegen den schönen Wettgesang, der die Aufschrift Lykas und Milon führt, und keinem Kenner unsrer Litteratur unbekannt seyn kann, halten. Beyde Gedichte sind ganz mahlerisch; in beyden bemühen sich zwey junge Hirten, durch eine Schilderung der Empfindungen ihres Herzens und der reizenden Gegenstände, die ihnen die sie umgebende Natur darbietet, einander ihre Ueberlegenheit zu beweisen; in beyden endlich herrscht ungefähr dieselbe Folge der Ideen und Bilder. Aber welche Verschiedenheit in der Ausführung und Würkung! Der theokritische Gesang ist der Ton einer sanften Schalmey, der Geßnerische der Zauberklang einer Flöte, der in dem Innersten der Seele nachhallt; zu jenem fühlt man sich hingezogen, an diesen gefesselt; der erste vergnügt, der letzte rührt. Man wird es mir zutrauen, daß ich einen Dichter, der keines Lobes bedarf, nicht auf Kosten

eines andern, am wenigsten auf Kosten des Griechen, erheben will. Was ich sage, sage ich einzig, um den Charakter des letztern in ein helleres Licht zu stellen; den Grund der Erscheinung selbst finde ich nicht in dem verschiedenen Genie beyder, sondern in den Umständen, unter denen ein Jeder sang. Dichter, die sich eines poetischen Gebiets zuerst bemeistern, haben immer den Vortheil vor den spätern voraus, daß die Gefilde, auf denen sie erndten, noch unbesucht sind, und die Bluhmen, die sie pflücken, mit allem Reize der Neuheit prangen. Aber je mehr die Gattung, die sie sich wählen, an die mahlerische, oder beschreibende gränzt, je gewisser sind sie der Gefahr ausgesetzt, von einem Nebenbuhler, der mit einem feinern Beobachtungsgeiste eine glücklichere Darstellungsgabe verbindet, wo nicht verdrängt, wenigstens verdunkelt zu werden: *) denn Neuheit und Mannichfaltigkeit sind sicher keinen Dichtungsarten wesentlicher und nothwendiger, als denen, die zunächst für die Einbildungskraft arbeiten; auch erwartet vielleicht keine von der Kunst des Dichters so viel, und von den Gegenständen so wenig, als die

*) Man vergleiche, wofern anders der Satz noch eines erläuternden Beyspiels bedarf, Theokrit Id. 8, 41—48. mit Virgil, Ekl. 7, 53 — 60. und Kalpurnius, Ekl. 4, 102 — 111. und diese mit Pope, Id. 1, 68. u. f. Der Gedanke, den alle diese Dichter ausdrücken, ist im Grunde immer derselbe: aber wie sehr hat schon der Römer, und mehr noch der Engländer ihn durch die Wendung zu heben und zu veredlen gewußt!

schildernde und die mit ihr verwandten. Die Anwendung dieser Bemerkungen auf Theokrit ergiebt sich, meines Bedünkens, von selbst. Seine Gemählde tragen das Gepräge des Landes, das, in Rücksicht auf die Menge und Schönheit ländlicher Szenen, höchstens nur Helvetien weicht. Laßt ihm den Ruhm, er verdient ihn, daß er die lieblichsten nicht übersah: aber laßt uns eben so offenherzig bekennen, daß es seinen Nachfolgern gelungen ist, tiefer noch, als er, in die Natur einzudringen, und ihr ihre verborgensten Reize abzulauschen.

Schon die alten Grammatiker unterschieden dreyerley Formen der Darstellung in den Gedichten Theokrits, die erzählende, dramatische und gemischte, eine an sich unfruchtbare Eintheilung, welche die Neuern zu einer fruchtbaren Untersuchung genutzt haben. Wie kömmt's, war schon mehrmals die Frage, daß die mittlere bey weiten vor den übrigen herrscht? Ist sie dem Idyll angemeßner, als die erste? oder wählte sie Theokrit als ein Mittel zu größerer Lebhaftigkeit? oder hoffte er durch sie seine Gedichte an Situationen zu bereichern? Weder die eine, noch die andre Annahme befriedigt ganz. Eine Muthmaßung, die sich auf die Erörterung derselben Frage bezieht, hat neuerlich der Verfasser der Arethusa *) gewagt. Das theokritische Idyll,

*) Man sehe seinen Versuch über das bukolische Gedicht, vorzüglich S. 15. vergl. mit S. 28.

sagt er, ist eine Schauspielgattung, die der Dichter seinem Landsmanne Sophron nachbildete, ein bukolischer Mimus, der, ohne weder Vollständigkeit der Handlung zu beabsichtigen, noch auf die Erfordernisse der dramatischen Einheit Rücksicht zu nehmen, einzelne Charaktere, oder Sitten aus der Schäferwelt nach dem Leben mahlt. Es würde zu weitläuftig seyn, die Gründe jenes Schriftstellers der Reihe nach durchzugehn. Eine Behauptung, die eigentlich allein durch historische Beweise entschieden werden kann, und von keinen, oder von unzulänglichen unterstützt wird, ist an sich schon verdächtig, und sie fällt ganz dahin, wenn sie auf den Gegenstand, den sie aufklären soll, kein neues Licht wirft, und das Räthselhafte der Erscheinung sich auf eine leichtere Weise lösen läßt. *) Mich dünkt, die dramatische Form der Bukolien Theokrits wird ebenfalls aus dem oben angenommenen Grundsatze, (und das ist die dritte Folgerung, die ich aus ihm herleite,) begreiflich. Die meisten Idyllen des Griechen sind ja nichts anders, als Wettgesänge, Nachbildungen jener freundschaftlichen Wechsellieder, die heute noch, nach dem Zeugnisse der Reisenden, zu dem Zeitvertreibe der sicilischen Hirten gehören, **) und

*) Eben so urtheilt, der Hauptsache nach, der scharfsinnige Recensent in den Götting. gelehrten Anzeigen von 1789. S. 1281. und die Bibl. der schönen Wiss. Th. 40. St. 2.

**) Riedesels Reise durch Sicilien und Groß-Griechenland. S. 175.

wahrscheinlich vormahls häufiger, als itzt, in den Fluren ihrer glücklichen Inseln ertönten. *) Welche schickliche Form aber, oder vielmehr, welche Form überhaupt konnte Theokrit für Nachahmungen der Art wählen, als die dramatische? Eben so wenig bedarf es bey einigen andern dialogirten Idyllen, wie z. B. bey der vierten und zehnten, um ihr Entstehn begreiflich zu machen, der Herbeyholung des Mimus. War, wie ich glaube, Menschendarstellung und Charakterzeichnung, nach der Natur, der Zweck des Dichters, so konnte er schwerlich eine schicklichere Form wählen, als die dramatische. So wahr und anschaulich lassen sich in ihr Sitten und Gesinnungen schildern, so stark und kräftig Leidenschaften und Empfindungen ausdrücken. Will man das Zauberlied der verliebten Simätha, den Komus vor Amaryllis Thür und die Klage des Cyklopen um Galathee (Id. 2. 3. 11.) gleichfalls zu den dramatischen zählen — immerhin, nur

*) Nach dem Berichte eines alten Grammatikers (man sehe die griechischen Argumente in der Harlesischen Ausgabe Theokrits S. 44.) ließen sich die Hirten vormahls selbst in den Städten mit ihren Gesängen hören, und hielten in Syrakus poetische Wettkämpfe. Spuren dieser Sitte findet man noch heute zu Tage, außer Sicilien, auf den balearischen Inseln. Uebrigens haben sich nicht blos die Gesänge, sondern selbst die Instrumente der Theokritischen Hirten, nach Schwinburnes Aussage, (Reise durch beyde Sicilien, Th. 1. S. 478.) in dem Vaterlande der bukolischen Muse erhalten.

belehre man mich, warum es noch Niemanden gefallen hat, Horazens Ode an Lyce, (III. 10.) die doch auch nichts anders ist, als ein Komus, eine dramatische Ode zu nennen. So viel im allgemeinen über die Natur des theokritischen Idylls. Itzt sey es mir vergönnt, die Urtheile einiger angesehenen Kunstrichter über das Wesen und den Werth desselben nach diesen vorausgeschickten Bemerkungen zu prüfen.

Nachdem Mendelssohn in den Litteraturbriefen die Schlegelsche Theorie des Schäfergedichts kritisirt hat, so bahnt er sich den Weg zu einer richtigern Erklärung durch folgenden Uebergang. »Man »kann,« schreibt er, »entweder die Beschäftigungen und »die Lebensart der kleinern Gesellschaften betrachten, »oder ihre Empfindungen und Leidenschaften. So wohl »die Lebensart, als die Empfindungen können entwe»der, der Natur gemäß, gleichsam portraitirt, oder, »nach dem Ideal, verschönert werden. Sehet da in »wenig Worten die Beschreibung viererley Arten von »Gedichten, die alle zu einer Hauptklasse gehören! »1. Die Beschäftigungen kleiner Gesellschaften nach der »Natur. 2. Eben dieselben nach dem Ideal. 3. Die »Empfindungen und Leidenschaften der kleinern Gesell»schaften nach der Natur. 4. Eben dieselben nach dem »Ideal. Die erste ist das eigentliche Landgedicht; »die zweyte kömmt mit der Beschreibung des »goldnen Weltalters überein; die dritte ist eine »Art von Landekloge, die nicht ganz zu verwerfen

»ist, und von der sich verschiedene anmuthige Stücke »als Exempel anführen ließen; die vierte Art endlich »ist die wahre Idylle Theokrits, Virgils und »Geßners.« Wie? Theokrits Idyllen Gemählde nach dem Ideal? Dieser Hirt, der an der Schwelle der Amaryllis erst sein Kleid ausziehn, und ins Meer springen, dann, auf die Erde hingeworfen, sich von den Wölfen zerreissen lassen will; dieser Korydon, der sich einen Dorn in den Fuß tritt, und dem Battus den freundschaftlichen Rath giebt, in den Wäldern nicht ohne Schuhe zu gehn; dieser Komatas und Lakon, die einander, auf eine wirklich niedrige Weise, mit Vorwürfen überhäufen; dieser abergläubische Fischer, den ein träumend geschworner Eid beunruhigt; dieser Daphnis, der seine Begierde ohne alle Umstände befriedigt — diese Natursöhne idealisch? Gerade das Gegentheil. Unter allen Landeklogen, (denn ihnen würde ich, nach Mendelssohns Eintheilung, die Theokritischen Stücke beyzählen;) tragen wenige, oder keine Empfindungen und Leidenschaften wahrer und nakter vor, als sie. Erfindung, Anlage, Kolorit — alles verräth den Dichter, dessen Absicht nicht ist, unserer Phantasie selbst erschaffene Bilder und Originale, sondern Gegenstände, nach der Natur kopirt, vorzuhalten, der uns nicht in ein Ideenland zaubern, sondern durch glücklich nachgeahmte Szenen der wirklichen Welt ergötzen will. Wollte man das Unterscheidende dieser Nachahmungen genauer bestimmen, so würde ich

sagen: Einige Idyllen scheinen die sicilischen Hirten, wie sie sind, ihre Empfindungen, ihre Lebensart, ihre Welt, ohne alle Beymischung von Seiten des Dichters, zu schildern. In diese Klasse setze ich das dritte, vierte, fünfte, zehnte, zwanzigste, ein und zwanzigste und sieben und zwanzigste, unter welchen, meines Bedünkens, das vierte und fünfte, in Absicht der Sitten, die unvollkommensten sind. In andern ist Stoff und Ausbildung zwar ebenfalls nichts weniger, als idealisch, aber der Beytrag des Dichters wird doch verhältnißmäßig mehr sichtbar. Ich rechne dahin das siebente, achte und neunte. Eine dritte Klasse vermischt Dichtung und Wirklichkeit. So das erste, sechste und eilfte.

Eine andre Untersuchung, die sich an diese anschließt, betrifft die Frage: In wie fern lassen sich Theokrit und Geßner vergleichen? Ich müßte mich sehr irren, oder eben der Einfall, sie neben einander zu stellen, hat so manches kritische Auge in der Bestimmung des Charakters der theokritischen Idyllen gemisleitet. Nach meiner Einsicht sind sie keiner Vergleichung fähig. Umsonst rühmt die eine Parthey der Kunstrichter von Geßner, »daß er in dem Geiste »Theokrits, aber mit Vermeidung alles dessen, was »uns zu bäurisch dünke, gedichtet habe.« Seine Welt ist gar nicht die Welt des Siciliers, und seine Hirten sind nach einem Ideale gebildet, das er sich selbst schuf. Zwischen ihren Sitten und denen, die Theokrit seinen

Schäfern geliehn, oder richtiger, von ihnen entlehnt, in seinen Gedichten ausgedrückt hat, und zwischen ihren Empfindungen und ihrer Sprache findet keine Aehnlichkeit Statt. Alles Lob, das dem Deutschen von der Seite zufließen könnte, fällt, nach diesem Urtheile, hinweg, aber zugleich auch aller Tadel, den man auf gewisse wahrgenommene Unähnlichkeiten zwischen ihm und dem Griechen gegründet hat. Mit Unrecht wirft ein, mir übrigens schätzbarer, Kritiker *) Geßners Schäfern Mangel an Leidenschaft, und Unbestimmtheit und Einförmigkeit der Charaktere vor; mit Unrecht sagt er: »Sie sind lauter Schäferlarven, keine Gesichter, Schäfer, nicht Menschen. Statt zu handeln, beschäftigen sie sich, singen und küßen, trinken und pflanzen Gärten. Ueberall derselbe Schäfer, nur in einer andern Situation.« Ist es möglich, Geßnern zu kennen, und ihm so wenig Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen? Oder singen die theokritischen Hirten wirklich weniger von ihren Schaafen und ihren Schönen? Was für Zwecke beabsichtigen sie dann? was für Veränderungen werden durch sie wirklich, und was für welche können überhaupt in dem Idyll, das sich so sehr zur mahlerischen Poesie hinneigt, zu Stande kommen? Meines Bedünkens handeln die arkadischen Schäfer Geßners allerdings nicht träger und leidenschaftloser, als die sicilischen Theokrits. Wenn ir-

*) Der oben schon einmahl genannte Verfasser der Fragmente über die neue deutsche Litteratur.

gend ein Unterschied zwischen ihnen eintritt, so ist es der, daß sie ihre Neigungen mit mehr Bescheidenheit und Unschuld, ihre Redlichkeit mit mehr Delikatesse und Feinheit, und ihre Dienstleistungen mit mehr Anmuth zu paaren wissen. Und wollen wir deshalb auf Geßner, den Dichter eines unstreitig kultivirtern Zeitalters, zürnen? »Aber Natur! Natur!« ruft hier mein Kunstrichter aus. »Das Ideal des Schäfergedichts ist, die Empfindungen und Leidenschaften der »Menschen in kleinen Gesellschaften so sinnlich zu zei»gen, daß wir auf den Augenblick mit ihnen Schäfer »werden, und sie so weit verschönert zu zeigen, daß wir »es den Augenblick werden wollen. Je näher ich der »Natur bleiben und doch diese Illusion, dieß Wohl»gefallen erreichen kann, desto schöner ist mein Idyll: »je mehr ich mich über sie erheben muß, desto morali»scher, desto feiner, desto artiger kann ein Gedicht wer»den, aber desto mehr verliert es an poetischer Idyl»lenschönheit.« Ob der Kunstrichter wohl, als er dieß hinschrieb, an die theokritischen Hirten Komatas und Lakon dachte? ob er sie wirklich so liebenswürdig fand, daß er ihnen ähnlich zu werden wünschte? Und wodurch beweist er dann, daß sein Ideal von Idyllenschönheit das wahre ist? Sollte der Ausruf, den er sich gegen Mendelssohn erlaubt: »So bestimmt ein »Jeder willkührlich, weil ihm kein gesetzgeberischer Ari»stoteles vorgearbeitet hat!« nicht auch auf ihn passen und sein Urtheil über die Vollkommenheit der buko-

lischen Dichtungsart den Tadel der Einseitigkeit nicht verdienen? Doch hinweg mit einer Vergleichung, bey der weder der eine, noch der andre gewinnen kann, oder wenn der Grieche durchaus mit einem Deutschen verglichen werden soll, so sey es mit Voß, »der,« nach Herrn Eschenburgs Bemerkung, *) »allerdings so »glücklich gewesen ist, die Sitten und Gesinnungen, ja »den ganzen Ton der deutschen, besonders der nieder»deutschen Landleute, (wie, nach meiner Behauptung, Theokrit den Ton der sicilischen,) »in seine Idyllen »überzutragen,« und in dieser Gattung für ein trefliches Muster gelten würde, wenn es ihm geglückt wäre, diesen Ton überall zu erhalten.

Zunächst nach den Schäfergedichten Theokrits nenne ich, in Absicht ihres poetischen Verdienstes, Cyniskas Liebe und das Adonisfest, oder die Syrakuserinnen. (Id. 14. 15.) Schon Andere haben vor mir erinnert, und wirklich muß es jedem unbefangenen Leser einleuchten, daß beyde nichts Hirtenmäßiges an sich tragen, und weder zu den ländlichen, noch städtischen Bukolien, wohin sie der Verfasser der Arethusa zu ziehen scheint, **) gezählt werden können. Nach meiner Empfindung sind es poetische Dialogen, die gewisse Szenen des bürgerlichen, oder gemeinen Le-

*) In seiner Beyspielsammlung Th. 1. S. 445.

**) Vorrede S. 2. Ueberhaupt sehe ich noch nicht deutlich ein, was der Verfasser für einen Begriff mit städtischen Hirtengedichten verbindet.

bens darstellen, und zugleich auf die Verherrlichung des ägyptischen Königs Ptolemäus und seiner Gemahlinn abzielen. Es ist nicht wohl möglich, die Wahrheit der Charaktere und die Lebhaftigkeit der Schilderung, die, besonders in dem letzten Stücke, durch die dorische Mundart so vortheilhaft unterstützt wird, zu übersehen. Die unterredenden Personen werden uns so nahe gerückt, daß wir sie nach ihrem kleinsten Umrisse zu erkennen glauben; ihre Denkungsart, Neigungen, Sitten liegen unverhüllt vor uns; wir lesen in ihren Mienen, wir hören ihre Stimme, und vergessen, daß sie nicht selbst gegenwärtig sind, sondern daß es der Dichter ist, der sie vor unsre Einbildungskraft hinstellt. Gesetzt, es wäre von Theokrit mehr nicht, als sein funfzehntes Idyll, auf uns gekommen, so würde uns dieß schon berechtigen, ihn für einen Meister in der Kunst der poetischen Portraitirung nach dem Leben zu halten. Weniger interessant ist vielleicht, wegen der gar zu entfernten Sitten, die Pharmakevtria oder Zauberinn, (Id. 2.) die ebenfalls hieher gehört, weil sie nichts bukolisches an sich trägt, sondern ganz die Empfindungen von Leuten aus der niedrigern Bürgerklasse, mimisch, oder, wenn man lieber will, in Sophrons Manier darstellt. Indeß bleibt es immer als Sittengemählde, und wegen der, in vielen Stellen, so wohl getroffnen Sprache der Leidenschaft, auch für den blossen Liebhaber des Alterthums ein nicht unwichtiges Ueberbleibsel. Noch ist der poetische Dialog, als ein-

zelne Gattung, von zu wenigen Dichtern unter uns bearbeitet worden, als daß es leicht wäre, Stücke in dieser besondern Manier den theokritischen an die Seite zu setzen, man müßte denn den Winterabend und die Geldhapers von Voß, die ebenfalls nur im uneigentlichen Sinne Idyllen heißen, hieher ziehen.

Eine neue Klasse bilden die Erzählungen aus der Fabelwelt, oder die mythischen Stücke. Es sind ihrer, außer dem anakreontischen Liede auf den Tod des Adonis, (Id. 30.) fünfe, Hylas, die Dioskuren, Herkules als Knabe, Herkules der Löwentödter und die Mänaden. (Id. 13. 22. 24. 25. 26.) Ob sie alle, oder nur zum Theil von Theokrit herrühren, ist schwer zu entscheiden: aber fast sollte man das letztere aus der Ungleichheit ihres poetischen Werthes folgern. Adonis und die Mänaden sind von dem Vorwurfe witzelnder Antithesen und geschraubter Einfälle nicht frey zu sprechen. *) In den Dioskuren hat der Dialog zwischen Pollux und Amykus einige charakteristische Verse: allein die Kampfbeschreibungen sind, wie die meisten Gemählde dieser Art, mehr nicht, als gelehrt. Ein desto lieblicheres Stück ist Hylas. Zwar schwebt der Dichter nicht stolz empor, zwar überrascht er weder durch kühne Bilder, noch bestürmt er seine Leser durch mannichfaltige Gleichnisse, dergleichen ihnen Valerius

*) Man vergleiche insbesondre den 26. und die folgenden Verse des letztern.

Flakkus, *) der Sänger desselben Mythus, mich dünkt, eben nicht nach dem Gesetze der weisen Sparsamkeit, in wenigen Zeilen drey oder vier auftischt; allein die gemäßigte Schreibart, deren er sich bedient, ist nichts weniger, als ohne Verdienst, ja vielleicht ist seine poetische Nüchternheit um so lobenswürdiger, je leichter es war, sich bey einem so leidenschaftlichen Sujet zu vergessen und auszuschweifen. Herkules der Knabe, es sey ein für sich bestehendes Ganze, oder, was ich ungleich wahrscheinlicher finde, ein Theil einer Heraklea, sey eigne Erfindung, oder durch ein Gemählde veranlaßt — gern ruht das Auge auf dem Schilde Amphitryo's, den Alkmene zur Wiege umschafft; wohlgefällig bemerkt es den Kontrast zwischen dem Göttersohn, der die Ungeheuer ergreift und würgt, und zwischen dem furchtsamen Bruder, der die Decke von sich wirft, und laut aufschreyt. Wie wahr und der Natur abgelauscht ist die kindische Freude, mit der Herkules dem Vater die Schlangen darreicht, wie liebenswerth in ihrer Gottesfurcht Alkmene, und in ihrer Geschäftigkeit, das Haus, nach Tiresias Rath, zu reinigen und zu sühnen! Etwas trocken ist freylich die Stelle von dem Unterrichte und den Lehrern des jungen Helden: aber sicher würden wir für diese Trockenheit durch eine interessante Schilderung seiner physischen Erziehung schadlos gehalten worden seyn, wenn der Schluß der Erzählung

*) B. 3. V. 576—591.

zählung auf uns gekommen wäre. Nicht minder vortheilhaft denke ich von dem folgenden Gedichte, das, dem Inhalte nach, mit diesem verwandt ist, vielleicht, (denn Anfang und Ende fehlen gleichfalls,) einst mit ihm zu einem Ganzen verbunden war. Die Treuherzigkeit, mit welcher der Hirt den Fremdling Herkules aufnimmt und unterrichtet, diese Art von Urbanität, die ihm so natürlich zu seyn scheint, diese Bezähmung aller Neugierde, die ihm wirklich einige Ueberwindung kostet, diese naiven und seinen Stand charakterisirenden Bemerkungen, die er überall einstreut, endlich die, wie von Ungefähr, herbeygeführte und für den Herkules so ruhmvolle Gelegenheit, seinen Muth und seine Stärke zu zeigen, das glückliche Gemählde seines Kampfes mit dem nemeischen Löwen nicht ausgeschlossen — alles dieses sind Schönheiten, die nur ein ungeübter Blick verkennen, oder ein verwöhnter Geschmack verwerfen kann.

Die noch übrigen so genannten Idyllen lassen sich bequem unter die Aufschrift: Gedichte vermischten Inhalts zusammenfassen. Von jedem ein Wort: denn ein allgemeines Urtheil ist hier nicht möglich. Hymnenartig sind beyde, Ptolemäus Lob und die Grazien: (Id. 12. 16.) aber das erstere steht tief unter dem letztern. Dieß verräth einen Dichter, der zu loben weiß, jenes einen Nachahmer in der trocknen Manier des Kallimachus. Nichts ist langweiliger, als die Geburt des Ptolemäus, die man hier nach allen

Umständen erzählt findet, nichts lächerlicher, als die arithmetische Berechnung der ihm unterworfenen Städte, nichts fader, als die Schmeicheleyen, die ihm über die Verwendung seiner königlichen Schätze gesagt werden. Ich denke, man entehrt den Geschmack Theokrits, wenn man ihm diese Hymne zuschreibt, *) so wie auf der andern Seite die Ausleger seine Lorbeern schmälern, die ihm die Grazien und das Brautlied der Helena, (Id. 18.) ein trefliches Lob ihrer Schönheit und weiblichen Tugenden, absprechen. Es ist wahr, die theokritische Muse nimmt, besonders in diesem Epithalam, einen etwas höhern Flug, als gewöhnlich: allein berechtigt dieß zu einer so dreisten Kritik, oder ist es befremdend, daß der Dichter die Sprache nach dem Gegenstand ändert? so viel bleibt gewiß, daß man unter den Hochzeitliedern der Alten wenige findet, die sich durch einen so muntern, und zugleich so keuschen Scherz vortheilhafter auszeichnen, als dieses. — Das zwölfte und neun und zwanzigste Gedicht sind, letzteres selbst in Rücksicht des Sylbenmaaßes, lyrisch. Man kann sie als zwey schöne Gegenstücke betrachten, deren eines die Seeligkeiten einer treuen und beständigen Freundschaft

*) Wie Clodius, der doch gewiß zu den geschmackvollern Auslegern der Alten gehört, den Werth dieser Hymne, in seinen Versuchen aus der Litteratur und Moral, (St. 4. S. 678.) so hoch anschlagen konnte, wäre kaum zu begreifen, wofern man nicht wüßte, daß auch er zuweilen dem Vorurtheile für die allgemeine Vortreflichkeit der Alten zu sehr nachgab.

eben so feurig erhebt, als tief und innig das andere die Wankelmuth der Liebe beseufzt. So unerwartet und rasch in dem einen der Uebergang auf das Lob der Megarenser zu seyn scheint, so schön und so vortreflich hängt er gleichwohl mit dem vorhergehenden zusammen. Der Dichter kennt keinen schmeichelhaftern Gedanken, als den, durch die Freundschaft für seinen Alites in dem Gedächtnisse der Menschen zu leben. Diokles genoß dieß Glück durch den Antheil, den die Megarenser an ihm und seinem Geliebten nahmen. Sehet da die Veranlassung zu der lieblichen Digreßion und ihren Zusammenhang mit dem Ganzen, den die gelehrtesten Interpreten unberührt lassen. Lyrisch ist außerdem noch das acht und zwanzigste Idyll, oder der Spinnrocken. Eine elegante, poetische Kleinigkeit, die einem kleinen und eleganten Geschenke zur Einfassung dient. — Einige Züge aus dem drey und zwanzigsten Gedichte, oder dem unglücklich Liebenden, hat Virgil für seinen Alexis benutzt. Dieß, und weil es einer Idyllensammlung einverleibt war, ist unstreitig die Ursache, warum man es als ein bukolisches Stück betrachtet, und nach den Regeln dieser Gattung beurtheilt hat. Wenigstens scheint einer unsrer neuern Theoristen auf kein andres Gedicht anzuspielen, wenn er sagt: „Ein „Schäfer, der sich aus Verzweiflung vor der Thür „seiner Grausamen erhenkt, ist, nach dem einstimmi„gen Ausspruche aller Kunstrichter, kein idyllenmäßi„ger Gegenstand.“ Ich mag die Vertheidigung des

Stückes selbst, als eines schönen Kunstwerks, nicht auf mich nehmen. Die Katastrophe gewinnt, insbesondre durch die Ausführlichkeit, die der Dichter auf die Schilderung der kleinsten Umstände wendet, ein gewisses tragikomisches Ansehn, das dem beabsichtigten Haupteindruck nicht nur entgegen ist, sondern ihn vielleicht auslöscht. Auch fehlt es nicht an Zügen, die man als platt oder widrig, wie den im 56. Verse, hinwegwünscht. Aber verwerflich als Idyll? Ich gestehe es, daß ich nicht weiß, wie Theokrit zu dieser Beschuldigung kömmt, er, der seinen Helden nirgends als Hirten charakterisirt, nirgends Bilder und Gleichnisse aufnimmt, die ausschließend auf ein bukolisches Gedicht hinweisen, ja den Ort der Scene nicht undeutlich in die Stadt verlegt. Zum Idyll ist das Stück erst in der leichten und gefälligen Umarbeitung *) geworden, die es einem unsrer neuern Dichter verdankt. Man kann mit Recht von ihm rühmen, daß er nicht nur den Plan verschönert, sondern auch mit weiser Beurtheilung alles vermieden habe, was außerhalb den Grenzen der Schäferwelt liegt.

So viel über den Idyllendichter der Griechen. Ich habe, was ich von ihm denke, frey und unverhohlen geäußert, und fürchte nicht, daß man meine

*) H. Ramler hat sie unter der Aufschrift Alcimadure seinem Batteux (Th. I. S. 461.) einverleibt.

Bemerkungen mißdeuten werde. Nach dem Einverständnisse von Jahrhunderten kann nicht mehr davon die Rede seyn, ob er des Beyfalls, mit dem ihn sein Volk beehrte, werth war: aber fragen dürfen wir allerdings, was er uns, nach dem Standpunkte unsrer Litteratur und Poesie, ist? Untersuchungen der Art kann keine Zeit und keine Stimmenmehrheit entscheiden, oder unnöthig machen. Vielmehr erneuern sie sich bey jeder Nation, und unter allen Zonen der Erde: denn die Dichtkunst ist eine Pflanze, deren Natur sich ändert, und die Schönheit und Mannichfaltigkeit ihrer Blüthen von dem Einflusse des Himmels und des Landes, das sie ernährt, abhängig.

Albrecht von Haller.

(Er war geboren zu Bern, den 16. October 1708. und starb daselbst den 12. December 1777. Seine poetische Blüthe fällt zwischen die Jahre 1725 und 1736.)

Ungeachtet die deutschen Dichter nicht unter diejenigen gehören, welche von Zeit und Umständen begünstiget worden sind, und ihr Sitz auf dem Helikon ihnen keine kleine Mühe gekostet hat, so war doch vielleicht die Gefahr, ihre Würde und Stimme ganz zu verlieren, nirgends größer, als im Ausgang des letzten und im Anfange dieses Jahrhunderts. Ein Geschmack, der an sich eben so abentheuerlich, als in seinen Folgen verderblich war, hatte sich damahls der besten Köpfe bemächtiget, und herrschte mit ziemlich unumschränkter Gewalt. Es waren nicht mehr Opitz und seine Nachfolger, die zwar allerdings noch gar weit hinter der Vollkommenheit zurückblieben, aber doch auf der Bahn zur Vollkommenheit wandelten, deren Werke man ehrte und schätzte; es war nicht mehr jene Wahrheit und Natur im Ausdrucke, nach der man strebte, noch was in den Schriften der eben genannten Dichter den Mangel des Nachdruckes und der Kraft oft glücklich genug ersetzt, jene anspruchslose treuherzige Ein-

falt, um welche man sich bemühte. Alle diese Tugenden waren verschwunden, oder vielmehr in die entgegengesetzten Fehler übergegangen. Einige Schlesische Poeten, die sich berechtiget glaubten, den Ton angeben zu dürfen, weil sie Schlesier waren, wie Opitz, und denen man, aus blinder Vorliebe für die dichterische Provinz, in welcher sie lebten, huldigte, hatten sich zu Gesetzgebern des Geschmacks aufgeworfen, und verderbten in kurzem alles Gefühl für das ächte und wahre Schöne. Man staunte sie an, weil sie eine fremde und unerhörte Sprache redeten, und ahmte sie um desto zuversichtlicher nach, weil sie sich auf große Vorbilder stützten.

Die Italiener behaupteten nämlich in den Tagen Opitzens unter den gebildeten Nationen Europens mit allem Rechte den ersten Rang. Was uns später hin die Franzosen gegolten haben, das galten in den dahmligen Zeiten die Welschen, und wie jene von den Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts als Muster angesehn und nachgeahmt worden sind, so kopirten die Dichter des siebzehnten diese. Schon im Jahre 1626 übersetzte Dieterich von dem Werder das befreyte Jerusalem Tasso's und nicht lange nachher den wüthenden Roland Ariosts, und Flemming und Andre beeiferten sich um die Wette die lieblichen Sylbenmaaße der Italiener und die Zärtlichkeit und Weichheit ihrer Sonnette im Deutschen auszudrücken. Es kam vielleicht nur darauf an, daß der Geschmack der Italiener

sich länger noch so rein und unverfälscht, wie wir ihn in den Werken der beyden ebengenannten Dichter finden, erhalten hätte, und unsre Poesie wäre selbst um viele Jahre früher gereift, und ihr Gang anders bestimmt worden. Aber die Blüthe der welschen Dichtkunst wurde, bald nach Tassos Tode, durch einen schädlichen Hauch vergiftet. Marino, Guarini, Balducci, Testi, und mehrere schrieben gesucht und kostbar, und verleiteten die Deutschen, die nach Opitz wenig gewonnen hatten, zu Nachahmungen, deren Charakter Unsinn und Schwulst ist. Man braucht nur die Namen Lohenstein und Hofmannswaldau zu nennen, und man hat in zwey Worten gesagt, wie untreu unsre Poesie dem guten Geschmacke geworden, und wie tief sie gesunken war.

Es ist andem, Lohensteins Manier war nicht die einzig herrschende jener Zeit. Einige Dichter hatten das Herz sich nicht an dieß bewunderte Muster zu binden, und das falsche Flittergold zu verachten. Sie versuchten es sogar durch ihr Beyspiel den Ton zu ändern, und eine neue Bahn zu betreten: aber leider war ihr Beyspiel nicht lehrreich genug, und die Bahn, die sie einschlugen, um nichts besser, als diejenige, die sie verließen. Auffallender hatte sich vielleicht Horazens Ausspruch, daß Thoren, die den einen Abweg vermeiden wollen, gewöhnlich in den andern fallen, noch nie bewähret, als dießmal. Matte, geistlose Reime, traten an die Stelle der pomphaften, aufge-

dunsenen Verse, an denen man sich bisher ergötzt hatte; kriechende und gemeine Ausdrücke an die Stelle der mit Metaphern überladenen Sprache, und Seichtigkeit und Gedankenleere an die Stelle der Uebertreibung. So wie die Lohensteinianer alles geleistet zu haben glaubten, wenn sie Bilder auf Bilder, Gleichnisse auf Gleichnisse, und Spitzfindigkeit auf Spitzfindigkeit häuften, so setzten die Gegner ihr Verdienst in die Kunst leicht zu reimen und zierlich zu schreiben, ohne zu bemerken, welche nüchterne Weitschweifigkeit sich mit dem leichten Flusse der Reime paarte, und wie oft ihre Zierlichkeit in ekle Pedanterie ausartete. Seitdem stritten falsche Erhabenheit und fade Geschwätzigkeit einen langen und abwechselnden Kampf mit einander, ohne daß die eine, oder die andre sich eines entscheidenden Sieges rühmen konnte.

In diese Zeiten fiel Hallers Bildung. Geboren mit einer zarten Phantasie und in einem poetischen Lande, gewann er frühzeitig die Musen lieb, und verfertigte frühzeitig Gedichte. Aber je zeitiger er anfing, desto gefährlicher mußten seinem Geschmacke die Zeiten und die damahligen Muster werden. Er selbst erzählt *) uns, daß, schon im zwölften Jahre, Ho-

*) In einem Schreiben an den Freyherrn von Gemmingen, worin Haller eine Vergleichung zwischen sich und Hagedorn anstellt. Man sehe die Sammlung seiner kleinen Schriften; Th. 3. Nr. 10. oder auch das Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller

mer sein Roman, und Lohenstein und Brockes die Dichter waren, in deren Manier er arbeitete, und wie er noch vor seinem funfzehnten eine Epopöe von mehr denn vier tausend Versen, und verschiedene Tragödien und Hirtengedichte verfertigt habe. Da er selbst alle diese Reimereyen, vierzehn Jahre nachher, in einer glücklichen Stunde, wie er sie nennt, vernichtete, so könnten wir freylich nicht mehr über den Gang seines jugendlichen Geistes, und über den Inhalt und Werth seiner früheſten Versuche urtheilen. Indeß trägt das Gedicht, welches seine Sammlung eröffnet, und das einzige aus jenem Zeitraume ist, das er der Erhaltung nicht unwürdig fand, noch mannichfaltige Spuren seiner frühern Lektüre an sich. Man kann mit Recht sagen, daß die Schönheit des Morgens, gegen die spätern Gemählde des Dichters gehalten, hier mit zu vieler Pracht und ängstlicher Sorgfalt geschildert ist, und die Rubinen, Sapphiren, und der Ambradampf der Lilie, der der Blätter grauen Atlas belebt, wenigstens an die Schule erinnern, die sich in dergleichen Bildern und Verzierungen gefiel. Auch der Schimmel der Wolken, und der Talg der Berge, und andre gemeine Ausdrücke, die hier und anderwärts in den ältesten Ausgaben vorkommen, und erst in der dritten und vierten ver-

und sich selbst. Th. 2. S. 118. Für den Kritiker ist es äusserst interessant, hier den Dichter über seine eigne Manier, und über die Hindernisse, die er bekämpfen mußte, sprechen zu hören.

schwinden, sind allerdings in dem Geschmacke jener Dichterzunft, die das Erhabne mit dem Niedrigen und das Edle mit dem Unedlen, ohne Unterschied und Rücksicht, vermischte. Wäre Haller nicht zu sehr über alle kritische Verkleinerungssucht erhaben, so würden wir uns vielleicht bedenken des Einflusses seines Zeitalters auf ihn, und der Fehler, zu denen es ihn in früheren Jahren verleitete, zu erwähnen. Aber unseres Bedünkens wird er durch Bemerkungen der Art nicht herunter gesetzt, sondern geehrt. Um die Vorzüge eines Genies, und die Verdienste eines Dichters ganz kennen und würdig schätzen zu lernen, ist es nothwendig zu wissen, auf welcher Stufe die Litteratur seines Volks stand, und mit was für Schwierigkeiten er kämpfen mußte.

So wie Lohenstein den in dem Knaben ruhenden Funken zur Flamme anfachte, so reinigte und läuterte sie sich nachher durch die Lesung der Alten, vorzüglich Virgils, dessen Harmonie, Mahlerey, und Korrektheit, nach dem Urtheile Hallers, des Mannes, noch von Niemanden erreicht worden ist, und durch die Bekanntschaft mit den englischen Dichtern, deren aufmerksameres Studium eine Folge seines Aufenthalts in England gewesen zu seyn scheint. »Ich fühlte seit der Zeit,« schreibt er, »daß man in wenigen Worten weit mehr sagen konnte, als man in Deutschland bereits gesagt hatte; ich sahe, daß philosophische Ideen und Bemerkungen sich reimen ließen, und strebte nach einer

Stärke, die ich noch bis jetzt, in allen deutschen Dichtern, vermißte.“ Man hat diesen Ausspruch hie und da zu hart finden wollen; man hat Hallern wohl zuweilen angeklagt, daß er das Verdienst der Engländer um sich zu laut preise, und Opitzen übergehe, dessen Gesang sich doch auch durch Kürze und gedankenreiche Darstellung empfehle. Allein ich gestehe aufrichtig, daß mir diese Beschuldigung nicht einleuchtet. So ehrenvoll ich von Opitz denke, so scheint mir doch der Abstand zwischen Hallern und ihm etwas groß. Er hat unstreitig den Reichthum unsrer Sprache mehr, als alle vor ihm, genutzt und erweitert; er hat, durch die Einführung einer bestimmten und richtigen Prosodie, unsrer Dichtkunst einen der wesentlichsten Dienste geleistet; er hat auf die Alten aufmerksam gemacht und seinen Lehrgedichten einige ihrer vorzüglichsten Stellen, die aber auch nach meiner Empfindung der hervorstechendste Theil seiner Poesie sind, einverleibt; er hat sich endlich im Ausdrucke nie verstiegen, und ist seltener, als seine Nachkommen, unter das Prosaische herabgesunken: aber die Erhabenheit und Philosophie, deren unsre poetische Sprache fähig ist, hat er nicht geahndet. Diese Vollkommenheiten, die er, sey's aus Mangel des Genies, oder aus andern Ursachen übersah, und Lohenstein auf einem falschen Wege suchte, hat Haller zuerst erreicht. *)

*) Man vergleiche z. B. nachfolgende Stellen, in denen beyde Dichter das Glück der Armuth und Einfalt, auf

Kraft und Gedankenfülle sind das Charakteristische seiner Poesie.

Die Absicht meiner Abhandlung erfordert es, daß ich hier verweile und dieß Charakteristische sorgfältiger und genauer zergliedere.

eine ziemlich ähnliche Weise schildern. Opitz sagt in dem Gedichte über die Ruhe des Gemüthes:

Wie noch die alte Welt mit Keilen Holz gespalten,
Und nur ein dünnes Scheit zum Feuer vorbehalten,
Von Balken nicht gewußt; da keine Säge war,
Da lebten sie mit Ruh, und außer der Gefahr.
Es stunden ungefähr vier Gabeln aufgerichtet,
Darüber her ward Stroh, das nunmehr wird vernichtet,
Auf Aesten umgestreut, darunter lag ein Mann,
Die Freyheit neben ihm, so itzt ist abgethan.
Wir sind durch unsern Bau noch endlich dahin kommen,
Daß wir uns weit und breit viel Oerter eingenommen,
Die Laster aber uns. Hat mancher gleich ein Schloß,
Das Städten ähnlich sieht, an Tugend ist er bloß.
Rom war nie besser auf, als wie die hohen Sinnen
Ein niedrigs Dach bewohnt; so bald als sie beginnen
An schlechter Einfalt klein, im Bauen groß zu seyn,
Reißt Schand' und Ueppigkeit, mit hellen Haufen, ein.

Dieß alles, und mehr als dieß, drückt Haller in seinen Alpen also aus:

Wohl dir vergnügtes Volk! o danke dem Geschicke,
Das dir der Laster Quell' den Ueberfluß, versagt;
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armuth selbst zum Glücke,
Da Pracht und Ueppigkeit der Länder Stütze nagt.
Als Rom die Siege noch bey seinen Schlachten zählte,

Das Gedicht, welches Hallers Ruhm gegründet hat, und unter allen seinen Gedichten vielleicht noch am meisten gelesen wird, sind unstreitig seine Alpen. Er schrieb es bereits im Jahre 1729, als er mit dem Canonicus Geßner eine Reise durch das bewunderns-würdige Gebirge gemacht hatte, und alle die großen und mannichfaltigen Szenen ihm noch lebhaft vor Augen schwebten, und wandte, wie der Vorbericht sagt, die Nebenstunden vieler Monate auf die Ausarbeitung und Vollendung desselben. Ungeachtet der Gedanke, den er darin ausführt, philosophisch ist, (denn der Endzweck des Dichters war kein andrer, als zu zeigen, daß Unschuld des Herzens und ein einfacher Lebensgenuß die Bedingungen unsers Glückes sind,) so gehört doch dieß Gedicht mehr in die mahlerische und beschreibende Klasse: denn das Ganze besteht eigentlich aus einer Reihe von Natur- und Sittengemählden, in welchen jener Gedanke anschaulich wird. Aber wahrlich diese Reihe hat so viel Eigenthümliches, daß ihr heute noch, ob wir gleich in der mahlerischen Poesie nicht arm sind, und sogar Stücke von größerem Um-

War Brey der Helden Speis, und Holz der Götter Haus;
Als aber ihm das Maaß von seinem Reichthum fehlte,
Trat bald der schwächste Feind den feigen Stolz in Graus.
Du aber hüte dich, was größers zu begehren,
So lang die Einfalt daurt, wird auch der Wohlstand währen.

fang, als die Alpen, aufweisen können, in mehrern Rücksichten der Vorzug eingeräumt werden muß. Es ist offenbar, daß dieses Vorzüglichere weder in den Gemählden von sanften Umrissen und weichem Kolorit, noch in der Schilderung der zärtlichern Empfindungen, ich meyne, der der Liebe, Freundschaft und Freude, zu suchen ist. In beyden haben ihn spätere Dichter nicht nur erreicht, sondern sogar übertroffen. Auch in dem Reichthume der Farben, und in ihrer Zusammensetzung und Verschmelzung, stehet er jetzt vielen nach. Aber worin er keinem nachsteht, das ist in der Zeichnung der großen und erschütternden Szenen und Erscheinungen der Natur. Hier ist es, wo er überrascht und hinreißt; hier, wo man den Beobachter eben so sehr in ihm bewundert, als den Künstler. Unvermischt und ohne zu idealisiren, mahlt er die Erscheinungen der Natur, wie er sie findet: aber die Züge, die er auffaßt, sind gewiß die größten und erhabensten, die sich an ihnen bemerken lassen. Ungeschminkt und ohne Uebertreibung, schildert er ihre Würkungen: aber die Seite, von welcher er sie zeigt, ist sicher für die Phantasie die fruchtbarste und wichtigste. Wer kann die Beschreibung des Staubbaches, der Walliser Bäder, der Salzminen unweit Bevieux, und des kalten Schreckhorns und seiner dreyfachen Ströme lesen, ohne die Größe dieser Gemählde, und die Gewalt der Sprache und Poesie zu bewundern? Wie hat man nur jemals den Strom, der aus den Wolken fließt und sich in Wol-

ken ergießet, tadeln mögen? Giebt es einen Ausdruck, der diese unermeßliche Höhe, von welcher der Staubbach herabstürzt, und seine Auflösung in Dunst und Nebel, wahrer und lebendiger schildern kann? Mich dünkt, der Reisende, dem Strom gegen über, müßte ihn in diesen Zeilen erkennen, und der ihn nicht sah, sich ihn am lebhaftesten unter diesem Bilde denken können. Was reicht ferner an die Kraft des Ausdruckes, wenn er von den heissen Bädern im Walliser Lande sagt: »Sie dampfen unter dem welken Grase, und sengen, was sie benetzen. Wind und Schnee schlägen zusammen über ihren Fluthen, und vermögen nichts wider sie. Ihr Wesen ist Feuer, und ihre Wellen, Flammen.« Und wer fühlt nicht in den glücklichen Zeilen, die er der Aar widmet, die ganze Gewalt des Stroms, und die Pracht, in welcher er die Fluren durchrollt? Ich kenne keinen Dichter unter uns, der vor Hallern die Natur so geschildert, oder auch nur so zu schildern versucht hätte, und wenige nach ihm, die in dieser großen Manier zu arbeiten, und den Pinsel so kräftig zu führen gewußt haben. Es ist wahr, unter den Naturszenen sind die genannten gerade die hervorstechendsten und größten: aber es sind bey weitem nicht die einzigen Proben von Erhabenheit und Größe, die wir in diesem Gedichte finden. Man werfe einen Blick auf die Sittengemählde, und man wird sich eben so oft von dem Adel, und von der Würde der in ihnen ausgedrückten Gesinnungen überrascht, und den

Flug

Flug des dichterischen Genies auch in dieser Sphäre bewundern. Wie vortreflich sagt er nicht von den Aelplern, nachdem er ihren langen Winter und ihre Eisthäler beschrieben hat:

Doch eurer Sitten Werth, hat alles das verbessert,
Der Elemente Neid hat euer Glück vergrößert.

Und von dem Werthe der Freyheit:

Dein (des Hirten) Trank ist reine Fluth, und Milch die reichsten Speisen,
Doch Lust und Hunger legt auch Eicheln Würze zu;
Der Berge tiefer Schacht giebt dir nur schwirrend Eisen,
Wie sehr wünscht Peru nicht so arm zu seyn als du:
Denn, wo die Freyheit herrscht, wird alle Mühe minder,
Die Felsen selbst beblümt und Boreas gelinder.

Oder läßt sich die Zufriedenheit der Alpenbewohner mit sich und ihrem Zustande stärker und sinnlicher schildern, als Haller gethan hat, wenn es von dem Golde der Aar heißt:

Der Hirt sieht diesen Schatz; er rollt zu seinen Füssen.
O Beyspiel für die Welt! er sieht's und läßt es fließen.

Mich dünkt, solche Zeilen sind wahrhaft groß, und, in Bezug auf den Dichter, charakteristisch. Was kann man überhaupt seinen Alpen vorwerfen, als höchstens, daß die einzelnen Gemählde nicht genau genug mit einander zusammenhängen, und die Sprache hie und da etwas ungeschmeidig und rauh ist? Zwar auch

diese Fehler ließen sich vielleicht, durch das gewählte Sylbenmaß, das in seinem Baue einige Aehnlichkeit mit der schweren italiänischen Stanze hat, hier als zufällig entschuldigen: aber wozu dieß, da sie Hallern allerdings wesentlich, und, als solche, auch von andern anerkannt worden sind?

Wenn die Alpen seinen Ruhm gegründet haben, so haben ihn unstreitig seine philosophischen Gedichte befestigt. Aus allen leuchtet männlicher Ernst und brittischer Tiefsinn hervor. Doch bemerkt man in seinen satyrischen und eigentlich philosophischen, oder didaktischen Gedichten, in Absicht auf Ton und Vortrag, manchen Unterschied.

Ich rechne zu den letzten, die Ode auf die Ehre, die Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben, die drey Bücher über den Ursprung des Uebels, und das Gedicht über die Ewigkeit. Das erste unter diesen Stücken schildert bekanntlich, die Nichtigkeit des Nachruhms nach dem Tode; das zweyte entwickelt die Schwäche der menschlichen Vernunft, und zeigt, wie sie Ursache des Aberglaubens und Unglaubens werde; das dritte rechtfertigt die Weltregierung Gottes; im vierten würde der Verfasser, wenn er es vollendet hätte, wahrscheinlich die Furcht vor Vernichtung, die uns nicht selten bey dem Gedanken der Unendlichkeit befällt, für die Hofnung einer ewigen Fortdauer benutzt haben. Keines dieser Gedichte hat meines Bedünkens so viel Klarheit, und zugleich durch-

gängig so viel poetisches Verdienst, als die Ode an die Ehre, vielleicht, weil der Dichter sich dießmahl begnügte, den Gegenstand blos von seiner Aussenseite zu fassen, ohne über ihn zu philosophiren, und die Natur desselben zu zergliedern. In ungleich höherem Grade geschieht dieß in den übrigen Stücken, und vorzüglich in dem Gedichte über den Ursprung des Uebels. Hier erscheint überall der Dichter, der untersucht, prüft, und vergleicht, der nicht blos bey der Oberfläche verweilt, sondern in das Innere eindringt, und seinen Gegenstand zu erschöpfen strebt. Hier reihen sich Gedanken an Gedanken, hier erblickt man in jeder Zeile den Philosophen. Vielleicht kann man mit Recht sagen, daß der Plan beyder Stücke nicht ganz vollkommen, und die Uebergänge nicht immer hinlänglich vorbereitet und glücklich genug herbeygeführt sind. Von dem ersten Gedichte gesteht es Haller selbst, und in dem zweyten springt die Lücke zwischen dem mittlern und letztern Gesang ohnehin in die Augen. Nachdem er in jenem das Uebel in der Welt aus den Absichten Gottes gerechtfertiget hat, kömmt er in diesem auf den Sündenfall, und folglich auf die Schilderung des Uebels, von welchem er in dem ersten Gesange ausgegangen war, wieder zurück. Vielleicht könnte man mit eben so vielem Rechte sagen, daß das Zusammendrängen von Gedanken und das sichtbare Bemühn, die Engländer in ihrer Kürze zu erreichen, und den größten Ideenreichthum mit der größten Wortsparsamkeit zu vereinigen, auch

zuweilen der Deutlichkeit und Lebhaftigkeit des Ausdrucks geschadet habe. Wenigstens dünken uns die Alpen, und einige andre Stücke, in diesem Betracht vollendeter. Allein wie dem auch sey, in der Hauptsache bleibt Haller sich stets gleich. Seine gedankenschwere Poesie ergötzt nicht immer, aber sie unterrichtet immer, und wenn seine Darstellung sich zuweilen von der sinnlichen Vollkommenheit entfernt, so ersetzt sie diesen Mangel durch Stärke und Nachdruck. Ohne dem Schatten des großen Leibnitz zu nahe zu treten, kann man sagen, daß Haller die besten Gedanken der Theodicee in wenige Gesänge gesammelt, daß er oft, was dort sich unter der Menge der Worte verliert, in einige Verse eingeschlossen, und nicht selten in einem einzigen treffenden Beyspiele, oder in einer bedeutungsvollen Frage, die ganze Kraft eines Beweises erschöpft habe. Wie viele von seinen Versen leben daher nicht auch noch jetzt in dem Munde aller derer, welche die vaterländische Poesie lieben, und wie viele verdienten nicht noch als Sentenzen in größern Umlauf zu kommen? Wer kennt sie nicht, die schönen Zeilen:

Die Welt mit ihren Mängeln
Ist besser als ein Reich von willenlosen Engeln.
Gott hält für ungethan, was man gezwungen thut.
Der Tugend Uebung selbst wird durch die Wahl erst gut.

Und wer sollte die trefliche Schilderung der Sympathie nicht einer gleichen Verbreitung werth halten:

Sie war der Menschen erste Kette;
Sie macht uns bürgerlich, und sammelt uns in Städte;
Sie öfnet unser Herz beym Anblick fremder Noth;
Und theilt mit Dürftigen ein gern vermisset Brod.
Die Freundschaft stammt von ihr, der Herzen süße Kost,
Die Gott in so viel Noth uns gab zum letzten Trost.
Sie steckt die Fackel an, bey derem holden Scheinen,
Zu beyder Seeligkeit zwey Herzen sich vereinen.
Sie ist, was tief in uns für unsre Kinder lodert,
Und macht die Müh zur Lust, die ihre Schwachheit fodert.

Wenn wir auch, was ich dem Landsmann Hallers, dem scharfsinnigen Hottinger, gern einräume, den Alten in den artistischen und wissenschaftlichen Lehrgedichten weichen müssen, so ist es doch eben so wahr, daß sie nicht nur keine Musarion, sondern überhaupt kein philosophisches Gedicht aufweisen können, das dem über den Ursprung des Uebels gleich käme, ja, daß selbst die belobtesten Sittensprüche, aus ihren Tragikern und Gnomologen, sich mit den Hallerschen, in Absicht auf Größe und Erhabenheit, gar nicht vergleichen dürfen.

Nicht ohne Ursache scheint Haller den bekannten Vers Juvenals: Difficile est Satyram non scribere; zum Motto seiner Satyre über die verdorbnen Sitten gewählt zu haben. Unwille hat ihn begeistert, und Eifer für Recht und Tugend ihm die Feder in die Hand gegeben, und in sofern ist das Motto nicht leer, son-

dern bedeutend. So stark und nachdrücklich Haller, der Lehrdichter, schreibt, so stark und nachdrücklich, aber ernster noch und feyerlicher, schreibt Haller, der Satyriker, wenn er die Laster seiner Zeitgenossen und Bürger angreift. Seine Muse ist nicht die Muse seines Freundes Hagedorns, die, gleich der Horazischen, immer nur lächelnd die Wahrheit sagt, und keine gefährlichere Waffen kennt, als den Spott und die Ironie. Seine Muse straft empfindlich, und verfolgt daher auch lieber den wirklich Lasterhaften als den Narren. Haller, ohne seinen Pinsel gerade in die schwärzesten Farben zu tauchen, oder seine Gemählde zu überladen, schildert die Sitten, Thorheiten und Gebrechen der Staaten und Menschen, wie sie sind. Aber jeder einzelne Zug ist scharf ausgeprägt, und springt lebhaft ins Auge. Der Dargestellte kann nicht umhin sich in der Copie zu finden. Er kann nicht sagen: Das bist du nicht. Diese Gestalt ist zu häßlich. Ein Blick auf das Bild überzeugt ihn, daß er getroffen ist, und daß er auch von andern und zwar um so leichter erkannt werden wird, je weniger sich der Mahler der Kunst der Karrikatur bedient hat.

Meine Leser sehen hieraus, daß die Vorzüge der satyrischen Stücke Hallers sich ebenfalls auf die allgemeinern seiner Muse, ich meyne, auf die Wahrheit und Kraft des Styls zurückführen lassen. Wie in den didaktischen Gedichten, so in den satyrischen. In der Eleganz und Leichtigkeit des Ausdrucks, und in dem

Wohlklange dürfte er vielleicht selbst einigen seiner Zeitgenossen nachstehn. »Seine Wortfügungen,« wie Hottinger mit vieler Unpartheylichkeit urtheilt, *) »haben oft eine unverdauliche Härte, und seine Verse eine Unbiegsamkeit, die ein feines Ohr bald ermüdet. Aber jedes Wort ist schwer an Sinn und Nachdruck, und der rasche und mächtige Fall so mancher Verse, durch welche die Last der Gedanken sich unaufhaltsam fortwälzt, und die Concinnität der Hemistichien, in welche der Reichthum der Ideen sich, wie eine brechende Woge, theilt, entschädigen für jenen Fehler allerdings.« Seine Satyre über die verdorbnen Sitten wird, wegen der Mannichfaltigkeit der einzelnen Gemählde, und wegen des schönen Bildes am Schlusse, das die übrigen gleichsam erhebt, **) mit Recht für die erste erklärt: Aber an Hoheit, Würde und Adel in Gesinnungen weichen ihr weder die frühere, über die Falschheit menschlicher Tugenden, noch die spätere, der Mann nach der Welt. Wer kann den Charakter des Rechtschaffenen ***) lesen, ohne den Dichter, der so

*) In seinem Versuche einer Vergleichung der deutschen Dichter, mit den Griechen und Römern. S. 315.

**) Wer aber sich dem Staat zu dienen hat bestimmt,
Und nach der Gottheit Stell' auf Tugend-Staffeln klimmt,
Der wirkt u. s. w.

***) Vor diesen war ein Mann der rühmlich wollte seyn
Erhaben am Verstand, in seinem Thun gemein,
Dem Vaterlande treu, u. s. w.

fühlt, lieb zu gewinnen, und seine Befugniß zum Sittenrichter sogleich anzuerkennen?

Die wenigen lyrischen Stücke, die Haller noch, ausser der Ode an die Ehre, gedichtet hat, sind nichts weniger als ohne Verdienst, doch reichen sie nicht an seine übrigen Poesien. Die Tugend und Doris sind beyde, jene nur in einzelnen Stellen stark, diese nur in einigen Strophen warm, und vom Geist der ersten Liebe beseelt. Man merkt es der ersten zu sehr an, daß das sapphische Sylbenmaaß dem Dichter Fesseln anlegt, die der freyere und leichtere Alexandriner, der eigentlich sein Vers ist, nicht kennt, und der letztern, daß er zwar die ganze Süßigkeit der Liebe gefühlt und sie auszudrücken versucht habe, daß aber diese Empfindung, wie er selbst sagt, nie für ihn Belustigung, sondern das ernsthafteste Geschäft seines Lebens gewesen ist. Am vorzüglichsten dünkt mich noch jetzt die Trauerode auf Marianen. Aber wo wurde die Liebe auch ernsthafter, wo mehr Herzenssache für Hallern, als bey dem Tode dieser seiner zärtlich geliebten Gattinn? Ein tiefer melancholischer Schmerz und eine Wehmuth, die den Leser um desto stärker erschüttert, weil sie die Wehmuth des Mannes ist, ruht auf dem Ganzen, und reißt unwiderstehlich zu denselben Gefühlen hin. Welch ein herrliches Gemählde:

Dort, in den bittern Abschiedsstunden,
Wie deine Schwester an dir hing,
Wie mit dem Land gemach verschwunden,

Sie unserm letzten Blick entging;
Sprachst du zu mir mit holder Güte,
Die mit gelaßner Wehmuth stritt:
Ich geh mit ruhigem Gemüthe;
Was fehlt mir? Haller kommt ja mit.

Wen rührt nicht diese hingebende, duldende Liebe? diese alles um den Geliebten vergessende Zärtlichkeit? — Oder wessen Auge trübt sich nicht, wenn Haller bald nachher singt:

Ach herzlich hab ich dich geliebet,
Weit mehr, als ich dir kund gemacht,
Mehr, als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr, als ich selbst vorhin gedacht.
Wie oft, wann ich dich innigst küßte,
Erzitterte mein Herz, und sprach:
Wie? wann ich sie verlassen müßte?
Und heimlich folgten Thränen nach.

Wie viele unserer neuesten Elegien können sich solcher Strophen rühmen? wie viele unsrer Dichter empfinden so tief, und vermögen es über sich, was sie empfinden, so ungesucht und anspruchslos hinzugeben? Und doch fängt Haller allmählig an, aus dem Zirkel der Lesewelt zu verschwinden, und nur noch von den deutschen Philologen geliebt und geachtet zu werden, er, dessen männliche kernhafte Sprache nur von wenigen seitdem erreicht worden ist, er, der unsrer Litteratur so viel war.

Und was würde er ihr nicht erst geworden seyn, wenn seine Lage, und die Umstände, unter denen er dichtete, ihn nicht so mannichfaltig beschränkt und seinen poetischen Ruhm erschwert hätten? Aber ihn hinderte *) theils die Rauhigkeit und Ungeschmeidigkeit des schweizerischen Dialekts, die selbst Haller, der Knabe, fühlte, wenn er sich mit Günthern verglich, theils, als er ein Mann wurde, die ernsten Wissenschaften und Geschäfte, die mit dem Studium der deutschen Sprache in keinem Bezug standen, und ihn in dieser Rücksicht immer hinter Hagedorn, seinem Zeitverwandten, zurück zu bleiben zwangen, theils endlich, da er bereits die poetische Laufbahn betreten hatte, die Fehden, welche in diesem Zeitraume den deutschen Parnaß entzweyten, und mit großer Erbitterung, und gewiß nicht zum Vortheil der Kunst und des guten Geschmackes, geführt wurden. Gleichgültig lesen wir jetzt Breitingers Rechtfertigung der schweizerischen Muse, und andre Vertheidigungsschriften, die Hallers Freunde, (denn er selbst nahm an dem Dichterkriege keinen Antheil,) in jenen Zeiten ausgehen ließen; gleichgültig sehn wir jetzt herab auf den Tadel, den einige seiner gedankenreichsten und treflichsten Verse erfuhren, und auf die Mühe, die man angewendet hat, ihre Richtigkeit und ästhetische Vollkommenheit zu erweisen. Unter uns ist kein Streit mehr, ob die Zeilen:

*) Lauter Urtheile, die aus der oben angeführten Schrift an den Freyherrn von Gemmingen genommen sind.

Befruchtet durch die Kraft des wesenreichen Wortes
Gebar das alte Nichts;

wahrhaft groß und erhaben, und das Gemählde:

Dort streckt das Wetterhorn den nie beflognen Gipfel
Durch einen dünnen Wolkenkranz;

der Natur gemäß sey, oder nicht. Diese und andre ähnliche Stellen werden heute zu Tage allgemein gepriesen, und hoffentlich, so lange unsre Sprache blühet, gepriesen werden. Aber man denke sich um sechzig Jahre zurück, man erwäge, daß diese Fragen damahls als unentschieden betrachtet wurden; man erinnere sich, daß eine ansehnliche Parthey darauf ausging, eine so gedrängte und ideenreiche Sprache, wie die Hallerische ist, als abgeschmackten Lohensteinischen Schwulst zu verschreyen, und ihre eigne wässrige Poesie als Muster der Nachahmung geltend zu machen, und man wird den Dichter bewundern, der, ungeachtet so vieler lärmenden und übertäubenden Stimmen, sich stets der Leitung seines eignen Genius überließ, der für unsre Poesie neue Aussichten eröffnete, und eine geraume Zeit hindurch — denn Hagedorns moralische Stücke sind sämmtlich jünger, als die Alpen — der einzige philosophische Dichter der Nation war. Es ist schwer, das Ziel zu erreichen, welches mehrere geübte Läufer bereits erreicht haben: denn der Kampfrichter pflegt in seinen Forderungen gewöhnlich nie nachsichtiger zu werden, und die Pal-

me nur um so weiter hinauszustrecken, je öfter sie erlangt worden ist. Aber es ist ungleich schwerer, sich selbst den Ort des Ziels und die zu nehmende Bahn zu bestimmen, und, bey dem lauten Geschrey bestochener und unberufener Kampfrichter, seinen Lauf getrost und gleichmüthig zu verfolgen.

Clement Marot.

(Geboren zu Cahors in Quercy, 1495. Gestorben zu Turin 1544. im Exil. Die Blüthe seines Lebens fällt in die Regierung Ludwig XII. und Franz des I.)

Eine Reihe von Jahrhunderten hindurch hatten die wichtigsten Staaten Europens nur Eine Gestalt. Unwissenheit und Barbarey machten die Sitten der verschiedensten Völker gleich. Fast überall herrschte dieselbe Sklaverey auf der einen, dieselbe Despotie auf der andern Seite; und nirgends war zwischen Despoten und Sklaven ein aufgeklärter Mittelstand. Auf den Lehrstühlen saß Unwissenheit, Dummheit und Intoleranz; die Wissenschaften waren verbannt, der Geschmack entflohn; denn Jahrhunderte waren verflossen, seitdem das Schöne keinen Boden gefunden hatte, auf dem es gedeihen konnte. Im zwölften Jahrhunderte endlich zeigten sich wieder einige Sonnenblicke der Cultur in dem südlichen Europa; und im funfzehnten Seculum fing es, troz der Sorbonne, auch in Frankreich zu dämmern an. Die wiederholten Bemühungen der französischen Könige um ein Besitzthum jenseit der Alpen, vermehrten zwar weder die Macht noch die Einkünfte der Krone von Frankreich; aber sie brachten un-

gesucht einen andern, weit dauerhaftern und glänzendern Vortheil hervor. Unter dem sanften Himmel Italiens hatte der Saame des Geschmacks zuerst Wurzel geschlagen; und die Hand weiser oder ehrgeitziger Fürsten hatte die zarte Pflanze mit nachahmungswürdiger Sorgfalt gepflegt. Die gallischen Krieger lernten hier feinere Sitten kennen, als in ihrem Vaterland herrschten; und die Kenntnisse, der Geschmack, und die Cultur der Italiener fand den Weg über die Alpen nach Gallien, welches unter Ludwigs des XII. Regierung goldne Tage genoß. Ludwigs auswärtiges Unglück hatte nicht zum Schaden seines Landes gewirkt. Frankreich freute sich des Wohlstands und der Ruhe, und die Geschichte zeichnet diese Regierung unter allen Zeitaltern der französischen Monarchie geflissentlich aus. Der Handel kam empor; der Ackerbau blühte, und der König war reich genug seinen Unterthanen die Hälfte der Auflagen nachzulassen.

Wenn den nothwendigen Bedürfnissen eines Volks abgeholfen, wenn der Besitz der Güter und die Ruhe des Lebens gesichert ist, wenn der Wohlstand des Landes sich nach dem Throne der Fürsten zu ergießt, und von hier aus sorgsam in tausend Bächen durch alle Theile des Staates geleitet wird, so sind wenige glücklich zusammentreffende Umstände, oft schon der Wille des Königs allein hinreichend, die Künste herbey zu rufen, und den Geschmack des Volks auf sie zu richten. In Italien hatten die Päbste den Ton angege-

ben, und die Fürsten dieses Zeitalters ahmten, so gut sie konnten, die Pracht des päbstlichen Hofes nach. Niemand war geschickter ihrem Beyspiel zu folgen, als Franz. Er suchte den noch nicht ganz erstorbenen Geist der alten Chevalerie von neuem zu beleben, und war selbst der erste, der schönste und tapferste Ritter seines Königreichs. Galanterie und Pracht herrschten an seinem Hofe, den die Damen noch nie in solcher Menge und mit solcher Freyheit besucht hatten. Diese Umstände zusammen genommen, vornämlich aber das Beyspiel des jungen, geistreichen und muntern Königs, theilte dem Hofe ein Leben mit, das die Künste überhaupt, aber nichts so sehr als die galante Poesie begünstigte.

In Monarchien, wie die französische, pflegt der Hof die Schule des Geschmacks zu seyn. Hier bildete sich unser Clement Marot, dem die Liebe zur Dichtkunst angebohren war. Indeß würde der Name von Jean Marot, seinem Vater, wahrscheinlich längst vergessen seyn, ob er sich gleich einen poète de la magnifique reine Anne de Bretagne schrieb, hätte ihn nicht der berühmtere Name seines Sohnes Clement mit auf die Nachwelt gebracht.

Der Stempel der großen Welt, in welcher Marot empor wuchs, ist den meisten seiner Werke aufgedruckt. Er war nicht gelehrt; und die meisten Dichter vor ihm waren gelehrter als er. Aber in der crapule des Klosters erzogen, und in der Entfernung von

der feinen Welt aufgewachsen, kannten sie nur den schwerfälligsten Witz und die plumpeste Satyre. Dagegen weht in den Werken unsers minder gelehrten Dichters der Geist des freysten und galantesten Hofes; eines Hofs, an welchem selbst eine der ersten Damen, Margaretha von Navarra, sich mit Erfolg auf die Dichtkunst legte. Dagegen erhebt er sich über alle seine Vorgänger durch Leichtigkeit und Feinheit, durch Anmuth und Richtigkeit; und wenn uns jene nicht mehr Vergnügen gewähren, als aufs höchste ein witziger Possenreißer der niedrigern Klassen verschaffen kann, so finden wir in der Lectüre dieses Dichters die Zufriedenheit, welche der Umgang mit einem gebildeten Weltmann gewährt.

Die Simplicität, der naive gutmüthige Witz, den man in Marots Gedichten bewundert, waren nicht, wie man zuweilen behauptet hat, Eigenschaften seines Seculums. In den Schriften seiner Zeitgenossen herrscht ein schwülstiger und hyperbolischer Styl, ein geschraubter Witz, eine rauhe und unnatürliche Sprache; und wenn Marot's Styl fast immer so leicht über der Prose schwebt, wenn sein Ausdruck fast immer den Gegenständen so angemessen ist, so ist dieses eine Folge seines richtigen und feinen Geschmacks. Dieses richtige Gefühl zeigt sich schon in seinen frühesten Werken. Als ein Jüngling von zwanzig Jahren überreichte er dem König den Tempel Cupido's, ein allegorisches Gedicht, in welchem man außer der Richtigkeit

der

der Allegorie, und dem Reichthum an glücklichen Ideen, eine gewisse geschmackvolle Nüchternheit bewundert, die den Reformator des übertriebnen Geschmacks seines Zeitalters ankündigt. *)

Indessen muß man gestehn, daß Marot von Seiten der Sprache einen wichtigen Vortheil genoß. Noch war die Büchersprache von der des Lebens nicht sehr verschieden. Man kannte keine Rangordnung zwischen den Worten, und von Wendungen und Ausdrücken, welche an sich für trivial gegolten hätten, wußte man nichts. Diese ungereinigte Sprache war also viel reicher, als sie nach Pascal, Racine und Boileau ward. Sie war zwar weniger bestimmt, weniger edel, und nur für die niedrige Gattung der Poesie geschickt; aber in dieser ward es auch dem Dichter sehr leicht, für jeden Gedanken Ausdrücke und Wendungen in Menge zu finden. Sie besaß noch überdieß eine große Freyheit in den Inversionen und in dem Gebrauche der Partikeln. Diese Freyheit ist nicht mehr; und die französischen Dichter haben ihren Verlust häufig beklagt. Man sey in dem Eifer die Sprache zu reinigen allzuweit gegangen; man habe, um alle Rauhheiten abzuschleifen, auch das Gepräge der Kraft und Stärke hinweggenommen; und man hätte wenigstens den Dich-

*) Er giebt daher für den Styl die Regel:

Usez de mots reçeus communement
Rien superflu n'y soit aucunement.

Rondeau. XII. Tom. II. p. 147. edit. à la Haye 1731. 4.

tern die Freyheit nicht entreißen sollen, aus dem ganzen Schatz der Sprache Ausdrücke und Wendungen zu schöpfen, um seine Empfindungen auf die sinnlichste, kräftigste und mannichfaltigste Weise darzustellen.

Mit großer Mäßigkeit scheint sich Marot indeß immer der Freyheiten bedient zu haben, die seine Sprache ihm gab. La Bruyere sagt: »Marots Sprache ist nicht mehr die unsrige: aber dieß ist auch fast der ganze Unterschied, der sich zwischen diesem Dichter und den Dichtern unsers Zeitalters findet. Ronsard und seine Zeitgenossen gingen auf dem Wege der Vollkommenheit wieder zurück, und sie haben alles gethan, um die französische Dichtkunst auf ewig von diesem Wege abzulenken. Es ist zu verwundern, daß die leichten, natürlichen Werke des Clement Marot, den gelehrten und geschmacklosen Ronsard nicht zu einem bessern Dichter haben machen können.«

Diese außerordentliche Leichtigkeit, diese Gewandheit, diese Kunst alles auf eine gefällige Weise zu sagen, ist es vornämlich, was man an diesem Dichter noch jetzo bewundert. Sein Genie eben sowohl wie der Geschmack seines Hofs und die Sprache seines Jahrhunderts leitete ihn auf die niedrigern Gattungen der Poesie. Die naiven Wendungen, die sprüchwörtlichen Ausdrücke und Redensarten, welche die Ode verunstalten, geben der Erzählung, dem Madrigal, dem Epigramm Leichtigkeit und Anmuth. Daher sind die Psalmen bey weitem der schlechtere Theil von den Werken

unsers Dichters; ohnerachtet auch sie unter Vornehmen und Geringen mit einem außerordentlichen Beyfall aufgenommen wurden. Denn in diesem Zeitalter kannte man den Unterschied der Sprache in den verschiednen Gattungen der Poesie eben so wenig, als man die Unschicklichkeit fühlte, Psalmen und Kirchenlieder nach der Melodie der Vaudevills abzusingen. *)

Aber das Madrigal und das Epigramm glückten unserm Marot bisweilen so sehr, daß man erstaunt in einem Zeitalter, wie das seinige, so viel Geschmack, Feinheit und Politesse zu finden. Er ahmte zuweilen den Catull nach, und sein Genie scheint dem Geist des römischen Dichters von mehr als einer Seite sehr nahe verwandt zu seyn. Nichts ist berühmter als folgendes Madrigal:

**) Las, il est mort, pleurez-le, Demoiselles,
Le passereau de la jeune Maupas.
Un autre oiseau, qui n'a plumes qu'aux aîles,
L'a dévoré. Le connaissez-vous pas?
C'est ce fâcheux Amour, qui sans compas,
Avecque lui se jettait au giron
De la pucelle et volait environ,

*) Und man glaubte etwas recht frommes daran zu thun. Férìmie de Pours sagt: On a ôté aux poétes amoureux, comme à des injustes possesseurs, ces mignardises, et leur pétulance est convertie en sainteté.

**) Epigr. XLIV.

Pour l'enflamber et tenir en détresse.
Mais par dépit tua le passereau
Quand il ne sçut rien faire à la Maîtresse.

und folgendes:

*) Amour trouva celle qui m'est amère
(Et j'y étais, j'en sais bien mieux le conte)
Bon jour, dit-il, bon jour, Venus, ma mère;
Puis tout à coup il voit qu'il se mécompte,
Dont la couleur au visage lui monte,
D' avoir été failli honteux, Dieu sait combien,
Non, non, Amour, ce dis-je, n' ayez honte,
Plus clair-voyant que vous s'y trompe bien.

Man hat dieses Madrigal, welches mehrmalen in unsre Sprache übertragen **) und häufig nachgeahmt worden ist, mit Recht ein Meisterstück sinnreicher Naivetät genannt; aber man würde sich sehr irren, wenn man glauben wollte, daß jedes der 280 Epigramme und Madrigalen, die sich in der Sammlung seiner Werke befinden, in diesem Geiste gedichtet sey. Marot verfertigte einen großen Theil derselben bey besondern Veranlassungen; oft, weil man es verlangte, oft, weil er nicht mit leeren Händen erscheinen wollte. So sehr uns in einigen ***) die Feinheit der Wendung,

*) Epigr. CLII.

**) Unter andern von Götz im zweyten Band auf der 85sten Seite.

***) z. B. Epigr. XXXI. und XLII.

in andern die Zartheit der Empfindung und die Delikatesse des Ausdrucks gefällt, *) eben so sehr beleidigt uns hin und wieder die Licenz der Sprache, und der Mangel an Gefühl des Schicklichen. Aber vielleicht war es eine Höflichkeit im Geschmack des damaligen Hofs, was er Isabellen, der Tochter des Königs von Navarra schrieb: man erkenne sie unter jeder Verkleidung, und die Prinzessinn verstecke sich auch unter den Kleidern ihres Kammermädchens nicht.

Toûjours sera sa beauté maintenue
Mais il me semble, ou je suis bien trompé,
Qu'elle serait plus belle toute nue.

Marot vergaß bisweilen seine Epigramme zuzuspitzen; bisweilen ist er wieder bis zum Uebermaaß witzig. Die Periode der Wortspiele war noch so wenig vorbey, daß ihnen Marot, trotz seines feinern Geschmacks, mehr als einmal auf das ungereimteste nachjagt. Er will eine Dame de l'Estrange loben, und giebt den Rath, sie künftig ma Dame qui est Ange zu nennen. Eine Mademoiselle du Pin vergleicht er mit einer Fichte, und eine Mademoiselle de la Chapelle ist ihm bald eine heilige Kapelle, bald ein wohlklingender Leyerkasten (Chapelle,) bald ein Helm zu einer Distillir-Kolbe. Die Wendung, die er in diesem Ma-

*) z. B. Epigr. CXXIII. CXXIV. CXXXVI. CLVI. CLXV. CLXXI. CXXXI. CVI. CXXXXVI.

drigal nimmt, der Schöne, mit dem bedeutenden Namen, seine Pein zu klagen, ist so original, daß wir uns nicht enthalten können, sie hieher zu setzen:

La chapelle où se font eaux odoriferantes
Donne par ses liqueurs guérisons différentes:
Mais toi, Chapelle vive, estant de beauté pleine
Tu ne fais que donner à des serviteurs peine.

Eine andre Gattung der Poesie, welche ihm vorzüglich glückte, war die poetische Epistel, und was er von dieser Art hinterlassen hat, ist zu gleicher Zeit eine Sammlung von Erzählungen der wichtigsten Begebenheiten seines Lebens, und in dieser Rücksicht für den Literator doppelt interessant. Diese Gewohnheit, wichtige und unwichtige Vorfälle in Verse zu bringen, sie dem König und seinen Freunden in diesem angenehmern Gewand mitzutheilen, bestimmt den Charakter der Marotischen Epistel. Mitleiden oder Lachen, oft das eine durch das andere zu erregen, ist in den meisten derselben die Absicht des Dichters; und er geht dabey so rund und offenherzig zu Werke, daß er sich unvermerkt das Wohlwollen des Lesers gewinnt. Von dieser Seite, in Rücksicht der Ingenuität und Offenherzigkeit, wenn er von sich spricht, gleicht er am meisten dem liebenswürdigen Montagne, dem er an Philosophie und Feinheit des Beobachtungsgeistes nachsteht.

Ein Fehler, in den Montagne oft verfällt, und von dem Marot so wenig als irgend jemand frey ist,

der viel von sich selbst spricht, ist Schwazhaftigkeit. Immer ist dieser Fehler nicht angenehm; am wenigsten bey einem Dichter, den die Leichtigkeit zu reimen schon allzuoft von seiner Bahn verführt. Aber verzeihlich ist er doch in diesem Zeitalter des dämmernden Geschmacks; um so mehr, da ihn die Epistolographen, der glänzendsten Epochen selbst, nicht immer vermieden haben.

Einige Weitschweifigkeiten abgerechnet, ist nichts eleganter, nichts naiver und feiner gewendet, als Marots Epistel an den König pour avoir été dérobé *). Folgende Zeilen, in denen er den Bedienten beschreibt, der ihn geplündert hatte, sind Molierens würdig:

J'avais un jour un valet de Gascogne,
Gourmant, yvrogne et asseuré menteur,
Pipeur, larron, jureur, blasphémateur,
Sentant la hart **) à cent pas à la ronde.
Au demeurant le meilleur fils du monde,
Prisé, loué, fort estimé des filles
Par les bordeaux et beau joueur de quilles.

Er bittet hierauf den König um ein Anlehn in seiner Noth, und verspricht ihm eine Handschrift auszustellen:

*) Epitr. XXVIII.

**) La corde.

à celle fin qu'il n'y ait faute nulle
je vous ferai une belle Sedulle
à vous payer, ſans uſure s' entend,
quand on verra tout le monde content:
où, ſi voulez, à payer ce ſera,
quand votre los *) et renom ceſſera.

Man hat Recht, zu behaupten, daß nie mit mehr Eſprit Geld gefordert und wahrſcheinlich niemals mit größerm Vergnügen gegeben worden, als bey dieſer Gelegenheit. Ein andres Gedicht unſeres Clement belehrt uns, daß Franz der I. auch dieſesmal gegen ſeinen Witz nicht unempfindlich war.

Marot gab noch überdieß das erſte Muſter des naiven Chanſon. In der Sammlung ſeiner Werke finden ſich derſelben über funfzig, unter welchen mehrere ſind, deren ſich kein Dichter aus dem Zeitalter Ludwig XIV. geſchämt haben würde.

Wir ſagen nichts von Marots größern Werken, dem Tempel Cupidos ſeinem erſten Gedicht; dem Enfer, einem Gedicht voll feiner Satyre, in welchem er ſeine Gefangenſchaft erzählt; nichts von ſeiner Ueberſetzung einiger Bücher der Metamorphoſen, des Muſäus und der Pſalmen; weil alle dieſe Werke Marots Namen nicht auf die Nachwelt gebracht haben würden. Nur von ſeinen Elegien wollen wir noch ei-

*) Gloire.

nige Worte sagen, da er in dieser Gattung die ersten Muster gegeben zu haben scheint.

Marots Elegie ist, wie die Tibullische, zärtlichen Inhalts. Verliebt scheint unser Dichter immer gewesen zu seyn; aber zu seinem Unglück war er es immer in die ersten Damen an Franzens Hof, die ein Recht zu haben glaubten, ihn, seiner galanten und zärtlichen Verse ohngeachtet, nach ihrer Fantasie zu behandeln. Die berühmte Diane von Poitiers, der Schmuck des Hofs unter zweyen Regierungen, war von der Ehre, in dem Herzen eines Königs zu herrschen, zu sehr geschmeichelt, um nicht jeden Augenblick bereit zu seyn, den verliebten, ihr ganz ergebnen Dichter ihrer Eitelkeit aufzuopfern; und Franzens Schwester, Margarethe von Valois, wollte unserm Clement zwar insgeheim wohl, aber laut sollte es nicht werden, daß sie ihn liebte, aus den Schranken der äußersten Discretion sollte er nicht heraustreten. Man sieht wohl, daß Marot auf diese Weise in seinen Liebschaften immer Gelegenheit fand zu klagen; und daß sein Herz, zu gleicher Zeit von Liebe und Verdruß bestürmt, oft in einer elegischen Stimmung seyn mußte. Aber auch dann, wenn ihn ein Blick seiner Göttinn glücklich gemacht hat, dämpft sogleich die Discretion, die er ihr gelobte, und die Ehrfurcht, die er gegen sie hegt, das Ungestüm seiner Freude, und stimmt seinen Gesang zur Elegie herab.

Wahrheit der Empfindung ist daher in den meisten Elegien Marots. Was ist zärtlicher als seine siebente Elegie, in welcher er über die Kälte und das Stillschweigen seiner Gebieterinn klagt? Was ist mehr in Tibulls Geiste gedichtet als der Traum in der sechsten, wo Amor dem Dichter erscheint, ihm Hoffnung einflößt, und ihm auf die Ehre eines Gottes versichert, daß seine Gebieterinn anfange seinen Schwüren zu trauen? Was ist simpler als die Wendung, die nun der Dichter nimmt: Er beschwört seine Geliebte

Ne faire point le Dieu d'amour menteur,
Mais tout ainsi qu'il me donne asseurance
En votre dire avoir perséverance.

Was ist zugleich wahrer und naiver als die funfzehnte Elegie, wo er über die Unbeständigkeit in dem Betragen seiner vornehmen Gebieterinn und ihre Furchtsamkeit sich ihm anzuvertrauen seufzt, und am Ende mit der liebenswürdigsten Offenheit die Vorzüge seines Herzens, Geistes und Körpers schildert, um ihr fühlbar zu machen, daß sie sich der Liebe zu einem Manne, wie er sey, nicht zu schämen brauche.

à quel' raison me fuir?
Certes tu es d'être aimée bien digne;
Mais d'être aimé je ne suis pas indigne.

Schmeicheleyen und Vorwürfe wechseln mit einander ab; verliebte Zärtlichkeit und gekränkter Stolz führen wechselseitig das Wort.

Diese drey Elegien allein wären hinreichend unserm Clement Marot eine ehrenvolle Stelle unter den Dichtern dieser Gattung zuzusichern; und bey ihnen vergißt man gern, daß in einigen andern geschraubter Witz und gesuchte Empfindungen herrschen. Wie viel elegische Dichter sind wohl immer dem wahren Geist dieser Dichtungsart treu geblieben? Wo ist einer unter ihnen, der sich nicht zuweilen von dem Pfade der Simplicität auf den Weg unzeitigen Witzes verirrte?

Und auf unsern Dichter wirkte noch überdieß, so sehr er auch dagegen kämpfte, der Geist des Gernwitzes, der sein Zeitalter, so wie jedes zwischen Cultur und Barbarey schwebende Jahrhundert, auszeichnet. Auch der beste Kopf wird durch den Umgang angesteckt, und Marot fröhnte dem Geschmack seiner Zeit, bisweilen ohne es zu wollen, durch einen gewissen Zwang der Umstände, unter denen er lebte. Dieser Geschmack seines Zeitalters war es auch, der ihn zuweilen trieb, so viel Witz bey unwürdigen Gegenständen aufzubieten, wenn er den schlüpfrigen Boden betrat, der den Tempel des Gottes von Lampsakus trägt, um ein Opfer von Epigrammen darzubringen, das doch noch sehr keusch in Vergleichung jener andern Opfer war, die Franz der Erste und Heinrich der Zweyte, in Gesellschaft ihrer Höflinge und Courtisannen, auf diesem Altare niederlegten. „Es ist sonderbar," sagt Bayle, „daß Marots Witz und Salz, sein leichtes, lebhaftes und erfinderisches Genie gerade dann am sichtbarsten ist, wenn

er einen schmutzigen Gegenstand behandelt; ob man ihm gleich auf der andern Seite die Gerechtigkeit wiederfahren lassen muß, daß seine Obscenitäten weit verschleyerter sind, als die Obscenitäten der griechischen und lateinischen Dichter.« Man muß noch hinzusetzen, daß der Vorwurf des Schmutzes und der Ueppigkeit nur seine Contes, weniger seine Madrigalen, und keines seiner größern galanten Gedichte trifft. Die Galanterie in diesen letztern ist so züchtig, ehrbar und keusch, daß man zur Ehre von Deutschland wünschen dürfte, die Dichter des glänzenden sächsischen Hofs am Ende des vorigen Seculum möchten sich in eben diesen Schranken zu halten gewußt haben; sie, deren Werke der damahlige Hof mit Vergnügen las, und die man jetzt nicht ohne Erröthen in die Hände nimmt.

Der Witz und die gute Manier, mit welcher Marot schlüpfrige Geschichtchen zu erzählen wußte, veranlaßten den Wahn, daß sich Gegenstände dieser Art nur in seinem Styl und seiner Sprache behandeln ließen, und so kam der stile marotique, vornehmlich durch die Werke des unglücklichen J. B. Rousseau, in diesem Jahrhunderte zu einem neuen Ansehn. Es ist wahr — die Sprache eines halb barbarischen Zeitalters scheint sich am besten an gewisse Gegenstände anzuschmiegen, welche aus den Zirkeln der gebildeten Welt verbannt sind, und welche in der polirten Sprache derselben vorgetragen einen sonderbaren Contrast mit den eingeführten Sitten machen würden; aber am besten

wäre es doch, wenn die jungfräulichen Musen den Anstand nie vergäßen, und wenn sie ihre belle humeur nur in eben so sittsamen als witzigen Scherzen glänzen ließen.

Und wie gesagt: Es hält schwer dem achtzehnten Jahrhundert zu verzeihen, was man nur dem sechszehnten zu Gute hält, in welchem die Sitten eben so wenig korrekt waren als die Sprache. Unserm Clement Marot rechnen wir nicht zum Fehler an, was zu seiner Zeit kein Fehler schien; aber wenn wir an ihm eine etwas gothische Versifikation nicht tadeln, so ist nicht die Meynung, daß man auch jetzt noch, ohne Tadel zu fürchten, wie ein Gothe reimen dürfe; und so verdämmen wir mit allem Recht in den Gedichten nach Grecourt und ähnlichen Werken die schlüpfrigen Sitten, welche wir bey Marot kaum der Rüge für werth halten.

Catull.

Geboren auf der Halbinsel Sirmio im Veronesischen im Jahr der St. 668. Gestorben im Jahr der St. 705. Er war ein Zeitgenosse des Cäsar und Cicero.

Die Wissenschaften und vornämlich die Poesie nahm bey den Griechen und Römern einen ganz verschiedenen Gang. Griechenland brachte seine Dichter in den Zeiten der höchsten Einfalt hervor und die Dichtkunst war, was sie immer seyn sollte, eine Tochter der Natur. Die Cultur der Griechen ging aus sich selbst hervor und bedurfte keiner fremden, sie leitenden Hand. Ihre höchste Blüthe fällt daher mit der höchsten Blüthe des Staats in eine Zeit; und die größten Dichter lebten mit den größten Feldherrn, Staatsmännern und Patrioten zugleich.

Der Geschmack entwickelt sich mit den übrigen Seelenkräften, und unter einem Volke, das sich seine Cultur selbst verdankt, stehen Sitten und Künste niemahls in Widerspruch. Bey einem Volke hingegen, das den Geschmack nur leiht, können die Künste blühen, während alle Kraft zur Tugend erstirbt, die Sittlichkeit verachtet, und der Staat ein Raub des Despotismus ist.

Die schönen Künste und Wissenschaften waren zu Rom wie eine Pflanze, welche, dem väterlichen Himmel entrißen, die Jahreszeiten zu unterscheiden verlernt, und in dem Treibhause eingeschlossen, den Einfluß des fremden Clima nicht fühlt. Mehrere Jahrhunderte waren verstrichen, während denen Rom vor dem Klange der Waffen den Ton der Leyer und Flöte nicht zu vernehmen im Stande war; und keine Muse jene Hügel bestieg, auf denen, wie ein alter Dichter sagt, nur die wilden Götter der Wälder, die Faunen und Nymphen wohnten. Rom focht lange um seine bürgerliche Existenz, noch länger um seinen kriegerischen Ruhm. In der Nähe der Stadt wohnten Rauheit, Tapferkeit und Armuth, und die Regionen milderer Sitten und größern Wohlstands lagen von der künftigen Beherrscherinn der Welt weit entfernt. Aber mit jedem Schritt, den das erobernde Rom that, that es einen Schritt zur Cultur. Der wilde Muth und die Erbitterung der Krieger verlor sich, je entfernter die Feinde waren, mit denen sie kämpften; und die Bekanntschaft mit den Sitten der Einwohner des untern Italiens bereitete den sanften Einfluß griechischer Cultur, welche nach den Feldzügen in Griechenland und Asien, zugleich mit den Reichthümern dieser Länder, ihren Gang nach Italien nahm. Die benachbarten Feinde des römischen Namens waren zu Boden geworfen; Karthago zerstört; Rom thronte sicher auf seinen sieben Hügeln; und seine Einwohner bereiteten sich, einen Wohlstand zu ge-

nießen, den ihnen ihre und ihrer Väter Tapferkeit mit so vieler Mühe, Anstrengung und Gefahr errungen hatte.

Ein unsäglicher Reichthum floß aus den eroberten Provinzen nach der Hauptstadt der Welt und eine Schaar von Lastern folgte ihm nach. Nicht die Sitten des weichlichen Asiens waren es, welche die Sitten von Rom besiegten, sondern dieser plötzliche Reichthum, mit dem sich, bey einzelnen Menschen wie in ganzen Staaten, Verschwendung, Uebermuth und Habsucht paart. Eine unsinnige Prachtliebe nahm überhand. Die vornehmen Römer, in deren Hände jene Schätze zuerst fielen, verbargen sie anfänglich auf ihren Landhäusern, vormahls den Wohnplätzen stiller Tugenden, der Frugalität und Einfalt, aber bald verloren sie auch den letzten Rest von Schaam, und stellten ihre Beute, in der Hauptstadt selbst, vor den Augen des Volks auf. Die erhabnen Werke der Kunst, welche die Griechen hervorgebracht hatten, wurden nun von den Römern angestaunt, und dieses Anstaunen, an welchen Eitelkeit und Bewundrung ihrer selbst keinen geringen Antheil hatte, galt bey den Römern für Geschmack.

Auf eine ähnliche Art, wie die Werke der bildenden Kunst, machten sie die Werke des griechischen Geistes zu ihrem Eigenthum. Die Geschichte der römischen Poesie aus der Zeit ihrer Entstehung ist nicht viel mehr als eine Geschichte von Uebersetzungen. Eigne Thätigkeit des Geistes war wenig, aber groß das Bestreben, dem besiegten Volke gleich zu kommen.

Doch

Doch ging dieser Wetteifer nicht sowohl auf den innern Werth als auf den äußern Schein. Denn jener stille Genuß, jenes innige Wohlgefallen, jener süße Schauer des Geistes bey Betrachtung des Erhabnen und Schönen war den Römern dieses Zeitalters zu fein und zu hoch, und die Werke des Geistes galten nur so viel als sie dem Volke zum Schauspiel dienten und das Geschrey der Bewundrung erregten. Und selbst die Komödie und das Trauerspiel bekam an den öffentlichen Feyerlichkeiten nur so viel Theil, als ihm die Thierhaze, und die Künste der Fechter und Seiltänzer übrig ließ.

An diesem Faden ging die Bildung des Geschmacks unter den Römern fort. Die Sprache ward zwar geschmeidiger und geschickter zu mannichfaltigem Gebrauch; der Geschmack ward feiner und zärtlicher; aber der römische Geist erhob sich selten zur Originalität. Einmahl war der Weg der Nachahmung eingeschlagen, und die besten Köpfe aus Ciceros und Cäsars Zeit gingen auf einem Wege fort, den ihre Vorgänger nicht sowohl durch freye Wahl geleitet, als durch eine Art von Nothwendigkeit gezwungen, betreten hatten. Immer mehr und mehr suchte man sich zu bereden, daß man desto sichrer sey, es den Griechen gleich zu thun, je genauer man sie kopiere, und der habe den richtigsten Geschmack, dem nichts gefalle, als was griechisch war. Darum ward alles in griechische Formen gedrückt. Griechische Sklaven führten das Kind; in griechischen

Rednerschulen übte sich der Knabe; und in Griechenland vollendete der Jüngling seine Bildung.

Diesem Vorurtheil, welches der Originalität des Geistes einen unübersteiglichen Damm entgegen setzte, dankt die römische Poesie ihre Dauer und ihren Werth. In einem Zeitalter, wo unbändiger Ehrgeiz, Habsucht und Schwelgerey auf der einen, Armuth, Niederträchtigkeit und Neuerungssucht auf der andern Seite den Staat bis in sein Innerstes erschütterten, alle Bande der Republik auflösten und sie dem Untergang nahe brachten, wäre Entwickelung und Bildung eines originalen Geschmacks, welcher Ruhe und Stille begehrt, unmöglich gewesen. Aber die römischen Dichter lebten nicht in ihrer Welt, nicht unter ihrem Volk. Ihre Muster lagen in einem poetischen Land, welches der Sturm der Faktionen nicht erreichte; und die Gegenstände, die sie umgaben, wirkten nur wenig auf die Ideen, deren Nachbildung alle Kräfte ihres Geistes erschöpfte.

Unter allen römischen Dichtern desjenigen Zeitalters, welches zwischen den Zeiten der ersten Versuche eines rohen Geschmacks und der übergroßen Verfeinerung desselben mitten inne liegt, ist nächst Lukrez, Catull vielleicht der einzige, welcher, bey einem eifrigen Studio der Griechen, seine römische Originalität, wenn er wollte, am unverletztesten erhielt. In einem Theil seiner Werke erscheint er ganz in römischer Tracht; in einem andern, und ohne Zweifel dem größten, scheint

er ganz Grieche zu seyn. Wir wollen seine eignen Produkte zuerst in Erwägung ziehn.

Einige Lieder von unnachahmlicher Naivetät haben diesem Dichter, dem die Dichtkunst nur ein Spielwerk war, in allen Zeitaltern Freunde und Bewunderer verschafft. Wer war je in der lateinischen Poesie so fremd, daß er das Lied an den Sperling der Lesbia und jene noch unendlich reizendere Nänie bey dem Tode dieses geliebten Vogels nicht gelesen und bewundert hätte? Leichte Tändeley mit Empfindung zu paaren ist den Alten nur selten geglückt. Geistlose Spielereyen haben uns die Bluhmenlesen freygebig genug aufbewahrt, aber an empfindungsvollen Tändeleyen sind sie arm. Schon darum ist uns diese Nänie, und außer ihr noch einige andre Kleinigkeiten desselben Dichters so werth. *) Der Stoff ist unbedeutend, aber das Gefühl des Dichters und der glückliche Ausdruck giebt ihm einen entschiednen Werth.

Die kleinern Gedichte Catulls haben fast insgesamt ein leichtes, obgleich nicht immer ein fröhliches Ansehn. So verschieden ihr Inhalt seyn mag, Empfindung oder Laune oder Spott, so tragen sie das Gepräge der leichten Empfängniß und der schmerzlosen Geburt. Der Ausdruck ist von allen Ansprüchen weit entfernt. Es ist der Ausdruck eines Mannes von Welt

*) Zu den besten Gedichten des Catulls rechne ich noch V. VII. IX. XIII. XX. XXXI.

und gutem Ton, der, selbst mit dem Schein der Verlegenheit unbekannt, jederzeit das richtige Wort und die passende Wendung auf den ersten Augenblick trift. Wenn auch der Einfall unbedeutend ist, — er überläßt ihn seinem Schicksal, ohne ihn nur mit einem Laut, mit einem Accent zu beschützen. Wenn auch die Empfindung schwach ist — sie ist wenigstens wahr und der Dichter giebt sie für nichts mehr, als was sie ist.

Wenn man die kleinern Gedichte Catulls, die ihm eigenthümlich zugehören, mit einem schicklichen Maaße messen will, so muß man sie als Impromptus ansehn, denen eine besondre Veranlassung ihre Entstehung gab. Diese Veranlassung ist nicht immer bekannt. Denn die Personen, welche sie angehn, sind uns viel zu weit aus den Augen gerückt, als daß wir ihre Eigenthümlichkeiten, die Züge ihres Geistes, ihren ganzen Charakter so scharf in die Augen fassen, oder alle Umstände ihres Lebens so bestimmt angeben könnten, als es wohl nöthig wäre, um in den Sinn des Dichters einzudringen. Viele Einfälle Catulls scheinen uns daher ohne Salz; viele sind uns ganz unverständlich; aber aus dem Gesichtspunkt, aus welchem die Zeitgenossen des Dichters sie betrachteten, gewannen sie vielleicht ein anderes Ansehn, und machten auf einige Tage ihr Glück. Ich bin weit entfernt, sie darum für Meisterstücke der Dichtkunst zu halten; aber ich bin auch überzeugt, daß Catull eben so weit von diesem Wahne entfernt war.

Wer an Martials scharfgewürzte Speisen gewöhnt ist, dem wird Catulls einfache Zurichtung wenig Vergnügen machen. Der Unterschied zwischen beyden Dichtern ist der, daß Martial genau weiß, wie witzig er ist: Catull auf den Nahmen eines witzigen Kopfs kaum Anspruch zu machen scheint.

Als Produkte wirklicher Veranlassungen haben diese Gedichte keinen geringen Werth. Sie sind ein Spiegel der Sitten und Denkungsart jener Zeit, und der in ihnen herrschende Ton scheint der Ton der römischen guten Gesellschaft zu seyn.

Nichts ist veränderlicher als die Begriffe von guten Ton, guter Gesellschaft und Welt. Die Politesse der neuern Zeit war dem Alterthum unbekannt; und wer das, was sie Urbanität nannten, mit jener Eigenschaft gleichbedeutend glauben wollte, würde in Gefahr seyn, einen großen Mißgriff zu thun. Die Kunst, andre mit sich selbst und folglich auch mit uns zufrieden zu stellen, konnte nur da zu ihrer Vollkommenheit gebracht werden, wo man das Vergnügen des gesellschaftlichen Umgangs für den letzten und höchsten Zweck des menschlichen Lebens hielt; aber Verstellung und Heucheley nur in dieser Absicht und zuletzt aus bloßer Gewohnheit zu üben, seinen Feinden vor den Augen der Welt zu schmeicheln, und, der obwaltenden Feindschaft unbeschadet, mit ihnen Umgang zu pflegen, war in dem alten Rom unerhört. Die republikanische Freyheit war von einer Freymüthigkeit begleitet, welche wir, unter dem Na-

men der Ungeschliffenheit, aus der guten Gesellschaft verbannt haben, und welche Catull gegen Freund und Feind in einer Menge Hendekasyllaben behauptet hat. Ein großer Kenner des Alterthums sagt: »Die freyen Römer, besonders in den letzten Zeiten der Republik kannten wenig von den Annehmlichkeiten des häuslichen und des geselligen Lebens. Eine rastlose Ambition machte ihre Augenblicke zu kostbar, um ihnen Muße und Ruhe genug zum Genusse derselben zu lassen. Ihre Freundschaften waren Staatsverbindungen, die sich immer auf die Republik und auf das, was jeder beym Betrieb seiner eignen politischen Absichten von dem andern zu hoffen oder zu fürchten hatte, bezogen. Die besten Freunde sagten einander im Senat und vor Gericht die empfindlichsten Dinge in den derbsten Ausdrücken; und die gröbsten Beleidigungen wurden in einem Augenblicke vergessen, sobald politisches Interesse aus Feinden Freunde, oder aus Freunden Feinde machte.«

Niemals hat das Alterthum den boshaften und ungeschliffenen Spott unsers Dichters zu tadeln gewagt. Er war gegen seine Feinde gerichtet, und dieß galt für recht und erlaubt. Spott und Scherz wurde in diesem Zeitalter weniger durch den Witz als den bösen Willen geleitet. Unsre feine Welt verzeiht Bosheit nur dann, wenn sie witzig ist; Invektiven sind ihr ein Greuel. Der römische Adel hielt auch witzlose Invektiven zu gut, wenn sie gegen Feinde gerichtet waren.

Rachsucht öffentlich zu zeigen, galt für recht und sie vergütete den Mangel an Witz und Geist.

Eben so wenig haben die Alten die schmutzigen Bilder und ungesitteten Ausdrücke tadelnswerth gefunden, um derentwillen Catull unter den Neuern so übel berüchtigt ist. Die Sprache der Debauche hat zu Rom, wie zu Athen, eine sehr starke Farbe. Man war wenig bemüht dasjenige zu verhüllen, was die sittsame Natur selbst zu verschleyern gesucht hat; und die Muse der gesellschaftlichen Poesie erröthete nicht, jede Sache bey ihrem Nahmen zu nennen. Diese Muse glich den feilen Weibern, welche, mit Ausschluß der Matronen, die Gesellschaften der Römer erheiterten, und der derben Sprache des fröhlichen Muthwillens keinen Damm entgegensetzten. Die Entfernung sittsamer Damen von der Tafel und allen Orten der Freude hat die Bildung des Tons und der gesellschaftlichen Sittlichkeit in der alten Welt unmöglich gemacht.

Die unsittlichen Scherze unsers Dichters nehmen aber nicht immer ihren Ursprung aus einer üppigen Phantasie, sondern sie dienen eben so oft, oder noch weit öfter seiner Satyre zur Unterlage. Wenn eine Satyre dieser Art überhaupt gebilligt werden konnte, so würde man gestehen müssen, daß Catull in vielen Fällen das Obscöne vortreflich benutzt habe, um seine Gegner mit einem mahl dem bittersten Spott und der tiefsten Verachtung Preiß zu geben. —

Die zweyte Klasse der catullischen Gedichte enthält diejenigen, in denen der römische Genius dem griechischen gewichen ist. Sie haben einen sehr verschiedenen Ton und Kolorit, nach Maasgabe des Vorbildes, welches der Dichter vor Augen hatte. Die meisten Spuren griechischen Ursprungs trägt der Atys, welchen ich daher für eine Uebersetzung, oder, wenn man lieber will, für eine getreue Nachbildung eines griechischen Originals halte. Hier ist Catull nicht mehr der tändelnde Dichter, der mit seiner Geliebten Küße zusammen rechnet, oder die Liebesgötter zur Klage über den Tod eines Sperlings auffordert. Seine Sprache tönt stark und voll; wir fühlen das Wehen des Geistes, welcher die Priester der phrygischen Göttinn durchdrang, und, von seiner Begeisterung fortgerissen, folgen wir dem rasenden Jüngling durch Wälder und Berge. Aber sein Wahnsinn läßt nach; ein sanfter Schlummer bringt ihn zu sich selbst und zum Bewußtseyn seiner That zurück. Und wir, deren Brust von den mannichfaltigsten Empfindungen durchdrungen worden, stimmen gläubig in den Wunsch des Dichters ein:

Dea, magna Dea, Cybele, Didymi dea domina,
procul a mea tuus sit furor omnis, hera, domo:
alios age incitatos, alios age rabidos.

Eben so gewiß griechischen Ursprungs ist das Epithalamium der Thetis und des Peleus; ein unförmli-

ches Ganze, welches um einer Episode willen gedichtet scheint, die ohne Verhältniß zum Ganzen ihm gewaltsam angefügt ist. Die Nüchternheit der Ideen, mit einer gesuchten Zierlichkeit des Ausdrucks verbunden, und die anspruchsvolle Gelehrsamkeit deuten auf einen Dichter des alexandrinischen Zeitalters. Diese Dichter waren unstreitig Catulls Muster in der elegischen Gattung; eine Art der Poesie, deren Ausbildung die Griechen mit gemeinschaftlichem Eifer betrieben, ohne durch ihre Bemühung der Misgunst der Zeit etwas abzugewinnen. Eine einzige Elegie des Callimachus auf das Haar der Berenice hat sich in einer Uebersetzung erhalten müssen. Der Geist der Zeit offenbart sich in der Wahl des Stoffs und in der Behandlung desselben. Der Dichter führt Berenicens Locke redend ein. Der Vortrag ist nüchtern und matt. Ist dieses die Schuld des Uebersetzers oder des Originals? ich glaube des letztern.

Auch in Catulls übrigen Elegien verräth sich das Studium des Callimachus und seiner Zeitgenossen, so weit uns diese aus einzelnen Bruchstücken und Nachahmungen zu beurtheilen erlaubt ist. Die Sprache hat jenen sanften gefälligen Ton, der dieser Dichtungsart so wohl ansteht; es fehlt ihr nicht an Anmuth und Reiz, den sie oft von der Nachläßigkeit selbst empfängt. Aber wenn sie sich nie zur Unzeit erhebt, so ist sie deshalb nicht von dem Fehler frey, bis zur Prose herabzusinken. Ihre Nachläßigkeit artet bisweilen in Un-

ordnung und Schläfrigkeit aus. Die bekannte Elegie an den Manlius allein giebt hinreichende Proben der Fehler, die Catull den Griechen zugleich mit ihren Schönheiten absah. Die Empfindungen des Dichters sind wahr, aber sie sind ohne Auswahl zusammen gereiht. Nicht alles was dem Freund in einer mündlichen Unterredung oder in einem Briefe zu sagen gut wäre, ist darum ein Gegenstand der Poesie, welche allgemeines Interesse hervorzubringen strebt. Was kann unpoetischer seyn, als folgende Stelle: (v. 31 — 49.)

Ignoſces igitur, ſi quae mihi luctus ademit,
Haec tibi non tribuo munera, cum nequeo.
Nam, quod ſcriptorum non magna eſt copia apud me
Hoc fit, quod Romae vivimus; illa domus,
Illa mihi ſedes, illic mea carpitur aetas:
Huc una e multis capſula me ſequitur.
Quod cum ita ſit, nolim ſtatuas, nos mente maligna
Id facere aut animo non ſatis ingenuo;
Quod tibi non utriusque petiti copia facta eſt: —

Diesen prosaischen und selbst für die Elegie zu schlaffen Ton hatte Catull von Callimachus gelernt, und dieser scheint ihn auch mit dem armseligen Kunstgriff bekannt gemacht zu haben, dem kraftlosen Stoff durch eingestreute Mythen aufzuhelfen. Aber diese absichtlichen Verzierungen, die sich nicht mit dem Gewebe der

eigenthümlichen Empfindung des Dichters verbinden erregen Widerwillen, und in der angeführten Elegie schleppt die Fabel der Laodamia gleich einem paralytischen Gliede nach.

Von allen Gedichten Catulls in der elegischen Gattung dünkt mich die Epistel an den Ortalus, welcher er die elegische Form gegeben hat, von jenen Fehlern am meisten frey. Die Empfindungen sind wahr und schön; der Ausdruck ist sanft und elegisch, ohne schläfrig zu seyn. Das kleine Gemälde am Schluß — wiewohl als Gleichniß nicht untadelhaft — ist dem besten eines Apollonius zur Seite zu setzen:

Ut missum sponsi furtivo munere malum
  Procurrit casto virginis e gremio,
Quod miserae oblitae molli sub veste locatum,
  Dum adventu matris prosilit, excutitur,
Atque illud prono praeceps agitur decursu:
  Huic manat tristi conscius ore rubor.

Ewald Christian von Kleist.

(Geboren den 5ten März 1715 zu Zeblin in Pommern. Gestorben den 24ten August 1759 zwölf Tage nach der Schlacht bey Kunnersdorf.)

Unter den Dichtern, welchen Deutschland die erste Bildung seiner Sprache und seines Geschmacks verdankt, nimmt Kleist eine vorzügliche Stelle ein. Es hat eine Zeit gegeben, wo er in jedermanns Händen war. Und wer könnte sich rühmen, Geschmack zu haben, und Kleist nicht bewundern? Wer könnte Anspruch auf Empfindsamkeit machen und ihn nicht lieben?

Ueber alle seine Gedichte ist die Farbe sanfter Schwermuth und einnehmenden Trübsinns verbreitet. Ein Ton erstickter Klagen hallt aus ihnen zurück. Es ist der Ton eines Mannes, der in einem unruhvollen Leben nach dem Genuß stiller Glückseligkeit, ruhiger Contemplation und freundschaftlichen Umgangs seufzt; eines Mannes, der sein Misvergnügen mit dem ihm gefallenen Loos durch die Macht der Vernunft nicht so ganz zu besiegen vermag, daß es sich nicht unfreywillig mit jeder sanften Empfindung vermischen, sich in seinen Blicken und dem Ton seiner Stimme verrathen sollte.

Kleist hat sich in mehrern Gattungen der Poesie versucht; keine ist ihm ganz mislungen, aber am besten gelang ihm doch die Elegie. Unter seinen Werken befinden sich zwey, welche diesen Namen verdienen, aus denen ich schließe, daß, wenn er sich dieser Gattung vorzüglich hätte widmen wollen, er den ersten Platz unter den elegischen Dichtern würde errungen haben. Das Gedicht an Doris und die Sehnsucht nach Ruhe dürfen unter keine als die genannte Gattung gerechnet werden. Die Empfindungen des Dichters, der sich in der Betrachtung eines ihm entrissenen Gegenstandes verliert, ihn sehnsuchtsvoll zu sich zurückruft, und, wenn er die Hoffnung, ihn zu erringen aufgiebt, wenigstens sein Andenken fest in seinem Herzen hält; die lieblichen Bilder, welche, durchaus mit dem Nebel des Trübsinns bedeckt, der Phantasie in diesem matten Lichte nur noch reizender scheinen; die sanfte, melodische, edle Sprache, die, wenn der Unmuth sie bisweilen erhebt, sogleich wiederum in zärtliche Töne herabschmilzt; die einförmige und in ihrer Einförmigkeit so reizende Harmonie des Verses, mit dem die Empfindung, wie auf sanften Wogen, steigt und sinkt; alles dieses stimmt zur Hervorbringung der süßen Wehmuth zusammen, aus welcher die Elegie entspringt, und die sie zu wecken sucht.

Wenn von allen Werken dieses Dichters auch nur diese beyden Elegien auf die Nachwelt kommen sollten, so werden sie allein schon hinreichen, den Platz zu be-

stimmen, den ihr Verfasser unter dem deutschen Dichterchor einnimmt. Die gefühlte Verachtung der Güter, welche ein blindes Ohngefähr den Sterblichen zuwirft, und welche die meisten unter ihnen als den würdigsten Gegenstand ihrer Bestrebungen ansehn; und die richtige Schätzung des wahren Lebens und der Güter des Herzens und Geistes, welche kein Zufall entreissen kann — diese Lebensweisheit herrscht in den meisten seiner Gedichte eben so wie in den angeführten Elegien. Sie giebt ihnen das bleibende Interesse des Verstandes, welches dem Dichter allein den Beyfall der Nachwelt sichert, und durch den Reichthum der Phantasie, die Schönheit der Sprache, und die Harmonie des Versbaus nur erhöht, aber nicht ersetzt werden kann. In einem Zeitalter, wo unser Ohr das Gewicht und den Wohlklang der lateinischen Sprache kaum noch zur Hälfte fühlt, ist dennoch Horaz der Lieblingsdichter aller Leute von Geschmack und Geist, und er wird es ewig bleiben, so lange der Ausdruck tiefgefühlter Wahrheit Achtung und Beyfall erhält. Kleist war von der Philosophie des Römers durchdrungen, aber sie war bey ihm noch mehr auf Neigung als auf Vernunft gegründet, und in der Lage, in der er lebte, in welcher ihm immer nur die Aussicht auf den Genuß der wahren Güter des Lebens vergönnt war, gewann sie die Farbe des Trübsinns und der Schwermuth.

Eine zweyte Eigenthümlichkeit unsers Dichters, welche uns in den angeführten Elegien sogleich in die

Augen strahlt, ist sein glückliches Talent, Gegenstände der sichtbaren Natur zu schildern. Fast allen seinen Gedichten sind mehr oder weniger Gemählde eingewebt; einige sind absichtlich zu poetischer Mahlerey bestimmt. Für diese Gattung des poetischen Schmucks fühlte sich Kleist vorzüglich geschickt. Sein Geist führte ihn am liebsten zu den angenehmsten und lieblichsten Szenen der Natur; auf beblümte Auen, an murmelnde Bäche, in die Nacht schattiger Haine und auf heerdenreiche Triften. Er mahlt mit den sanftesten Farben; aber seine Gemählde sind niemahls unbedeutend, niemahls fad. Denn immer schlingt er den Faden der Empfindung durch sie hin; und mit einem einzigen Pinselstrich, wobey ihm Weisheit die Hand führt, giebt er seiner Schilderung Bedeutung und Leben. In der Beschreibung der kriegerischen Szenen, welche dem Gedicht Sehnsucht nach Ruhe eingewebt ist, scheint er die ihm eigentliche Sphäre verlassen zu haben. Aber es scheint auch nur so. Denn auch hier richtet seine sanfte, ländliche Muse ihre Augen mehr auf diejenigen Gegenstände, welche das Mitleiden auffordern, als auf die, welche Entsetzen oder Bewundrung erregen; und die stille, schuldlose Natur, welche dennoch nicht von der Wuth des Krieges verschont wird, zieht ihre Aufmerksamkeit vorzüglich an:

Die Saaten sind zerwühlt, der Fruchtbaum weint,
der Weinstock stirbt von mörderischen Streichen,

die schöne Braut sieht ihren jungen Freund,
den Blumen gleich, durch kalten Stahl erbleichen,
Ein Thränenguß, indem sie ihn umschließt,
Netzt ihr Gesicht, wie Thau von Rosen fließt.

Die Erwähnung der mahlerischen Talente des unsterblichen Kleist erinnert zunächst an den Frühling, dasjenige unter seinen Gedichten, welches am häufigsten gelesen worden und seinem Nahmen die meiste Celebrität verschafft hat. Einige Kunstrichter sind bemüht gewesen, zu zeigen, daß die ganze Gattung, zu welcher dieses so wohl aufgenommene Gedicht gehört, unmöglich gefallen könne; und daß folglich Beschreibung der leblosen Natur kein Gegenstand der Poesie seyn dürfe. Es ist hier nicht der Ort, diese Frage von neuem aufzuwerfen und die gegenseitigen Gründe abzuwägen. Es ist dieses anderwärts zur Genüge geschehn und diese Untersuchungen haben das Resultat gegeben, daß, wenn gleich die beschreibende Poesie in Rücksicht auf die Wirkungen, die sie hervorbringt, nur auf einen niedrigen Rang Anspruch machen kann, sie darum nicht aus der Reihe der Dichtungsarten ausgestoßen und von dem Geschmack unbedingterweise verworfen werden darf. Einer unsrer größten Kunstrichter sagt vortreflich und wahr: »Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen hat. Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten jeder Art verbreitet und von keiner mehr

Ver-

Vergnügen und Entzücken erwartet, als sie ihrer Natur nach gewähren kann.“

Wenn Kleists Frühling weder das lebhafte Interesse eines pragmatischen Gedichtes hat, das durch die Ahndung einer ungewissen Zukunft fesselt; noch, wie das Lehrgedicht, den arbeitenden Geist, an dem Faden der Vernunft, aus dem Labyrinthe des Zweifels und der Ungewißheit in die lichten Regionen der Wahrheit führt; so gewährt er uns dafür das sanftere Vergnügen, jene unendlich süßen Eindrücke aufzufrischen, welche die Betrachtung der schönen Natur, ihrer stillen Wirksamkeit und der Mannichfaltigkeit ihrer Reize in jeder gut gebildeten Seele gemacht haben muß. Unsre besten und heitersten Stunden danken wir doch dem Genuß der Natur; und wer sollte nicht gern der Leitung des Dichters folgen, der, weit entfernt unsre Einbildungskraft mit Zusammensetzung neuer Bilder und unbekannter Gestalten zu quälen, sie nur an das erinnert, woran wir uns selbst so gern erinnern, und es ihr dann überläßt, diese Bilder mit ihren eignen Farben und durch die Wiederholung jedes süßen Eindrucks noch lebendiger, reizender und rührender zu machen.

Schon als bloße Beschreibung ist der Frühling ein schätzbares Gedicht. Der Dichter entwirft seine Gemählde mit wenigen Zügen; aber dieses sind immer die bedeutungsvollsten und fruchtbarsten. Nur eines

vermiße ich in dieser Gallerie vou Schilderungen; ich meyne die künstliche Gruppirung mehrerer Gegenstände, und die Auflösung dieser Gruppen in ihre einzelnen Theile. Nichts kömmt der Einbildungskraft mehr zu statten, als dieses Verfahren, welches das Verfahren der besten Dichter aller Jahrhunderte ist; durch welches sie von dem Ganzen auf das Einzelne und von dem Einzelnen auf das Ganze zurück geleitet, den Eindruck der Gegenstände, welche ihr zur Beschauung aufgestellt werden, aus ganz verschiedenen Entfernungen empfängt. Den Mangel eines innern Zusammenhangs zwischen den einzelnen Theilen dieses Gedichts, welche durch hier und dort mit einander verbunden sind, wage ich kaum zu tadeln. Er hängt vielleicht der ganzen Gattung an. Was ein Kunstrichter von der Ordnung der Natur sagt, die der Dichter beobachtet habe, vermag ich nicht einzusehn.

Aber auch in diesem Gedicht, und in diesem vielleicht mehr als in Kleists übrigen Werken, findet sich jene interessante Verbindung der Gegenstände aus der sinnlichen und der moralischen Welt; jene unterhaltende Abwechselung von Gemählden und Empfindungen. Der Verfasser betrachtete die Natur zugleich mit den Augen des Mahlers und des Weltweisen. Ueberall findet er in ihr den reichsten Stoff zu Betrachtungen, denen er sich aber nur bisweilen überläßt. Denn öfterer deutet er die weitern Aussichten nur mit einigen

Worten an, und weißt den denkenden Leser auf den Weg, den er weiter verfolgen kann. Stellen, wie diejenige ist, in welcher er die Greuel eines verheerenden Kriegs schildert, und die Fürsten auffordert, sich ein edleres Ziel zu stecken und nach einem menschlichern, dauerhafterem Ruhm zu streben, erwerben einem Dichter, in welcher Gattung er auch geschrieben haben mag, ein unbezweifeltes Recht auf den Beyfall und die Bewundrung der Nachwelt.

Ihr denen unsklavische Völker das Heft und die Schätze der Erde
Vertrauten, ach! tödtet ihr sie mit ihren eigenen Waffen?

— — Gebt seine Sichel dem Schnitter,
Dem Pflüger die Roße zurück. Spannt eure Seegel dem Ost auf,
Und ärntet den Reichthum der Inseln im Meer. Pflanzt menschliche Gärten,
Setzt kluge Wächter hinein; belohnt mit Ansehn und Ehre
Die deren nächtliche Lampe den ganzen Erdkreis erleuchtet.
Forscht nach in den Hütten, ob nicht, entfernt von den Schwellen der Großen,
Ein Weiser sich selber dort lebt, und schenkt ihn dem Volke zum Richter;
Er schlage das Laster im Pallast und helfe der weinenden Unschuld.

Was ich an einem beschreibenden Gedichte nicht zu tadeln wagte, den Mangel innern Zusammenhangs, tadle ich in einem seyn-sollenden pragmatischen Gedicht mit desto größerer Zuversicht. Kleists poetisches Talent verläugnet sich zwar auch in dem Cißides und Paches nicht; aber die Schönheiten dieses Werks sind nur Schönheiten des Details. Einige ausgearbeitete Gleichnisse, die edeln Gesinnungen, die harmonische Versifikation verrathen den Geist des Verfassers, welcher sich zu der beschreibenden Poesie am meisten neigt, und geübter war, ein Gemählde auszuführen, als einen zusammenhängenden Plan zu entwerfen. Cißides und Paches, weit entfernt ein pragmatisches Gedicht zu seyn, ist nichts weiter als eine Gallerie von Beschreibungen und Reden, und aller Bewegung, welche in demselben herrscht, ungeachtet, ist es von Handlung gänzlich leer. Der Tod der beyden Freunde ist ein Werk des Zufalls, und da dieser Zufall das Ziel des ganzen Gedichtes ist, so fehlt es dem Plan der Handlung gerade an der wichtigsten Eigenschaft eines heroischen Gedichts, an innerer Nothwendigkeit. Nicht einmahl zwischen dem Schicksal der beyden Freunde ist ein Band geknüpft, wie es die erste Anlage erwarten ließ und wodurch doch noch einiges Interesse und Einheit in die Handlung gekommen wäre. Warum ist nicht wenigstens der Tod des einen Freundes die Ursache von dem Tode des andern? Warum muß Paches

eben so ein Opfer des Zufalls werden, wie es Cißides geworden war?

Auch den kleinen Erzählungen unsers Dichters fehlt es ganz an pragmatischem Geist. Sie erregen kaum die Neugierde; sie sind kaum für wahre Begebenheiten gut genug, aber zur poetischen Wahrscheinlichkeit fehlt ihnen viel. Eine Kritik der Elmire und des Agathokles, oder des Leander und Selim würde hier nicht an ihrer Stelle seyn. Sie macht sich leicht von selbst, und unser Urtheil wird sich, wenn auch durch keinen andern Grund, doch gewiß durch das Gefühl eines jeden bestätigen.

Weit angemeßner war seinem Genie die Idylle, in welcher die Erzählung oft nichts weiter als ein fortschreitendes Gemählde ist. Kleists Idyllen verdienen neben den Schäfergedichten seines Freundes, unsers unsterblichen Geßners, einen rühmlichen Platz. Welche Anmuth der Bilder! welche Sanftheit des Colorits! welcher Zauber der Sprache und der Versifikation! Die Wahrheit der Empfindung, welche in diesen Schilderungen einer idealischen Welt herrscht, wie viel hinreißender ist sie als jene Wahrheit der rohen, unveränderten Natur, welche einige unsrer neuen Idyllendichter mit dem Reiz der poetischen Sprache und dem Wohlklang eines ausländischen Verses zu paaren versucht haben! Nur in einer der Kleistischen Idyllen finden wir die Denkungsart des Dichters selbst zu getreu dargestellt,

als daß wir nicht, wenigstens in einzelnen Stellen, aus der idealen Welt in die wirkliche gerißen und unsre Täuschung zerstört werden sollte. Ein Theil der Lehren, welche Irin seinem Sohne giebt, konnten nur aus dem Munde des Dichters kommen. Es sind Erleichterungen seines Herzens, Grundsätze seines Lebens, welche in dem Leben des Fischerknaben, der sie kaum hätte verstehen dürfen, keine Anwendung litten.

Der Stand eines Dichters ist in den meisten Fällen eine sehr gleichgültige Sache; aber auf Kleists Talente, auf die Wahl seines Stoffs, auf den Ausdruck selbst, scheint der seinige nicht wenig gewirkt zu haben. Kleist war für die Wissenschaften bestimmt gewesen und er liebte sie. Der Zufall führte ihn einen andern Weg. Aber niemals scheint er Neigung für eine Lebensart gewonnen zu haben, die sich mit der Liebe zu den Wissenschaften so wenig vertrug. Er haßte den Krieg, und nur die Vorstellung seiner Pflicht und vielleicht die Bewundrung seines Königs scheint den Unmuth, der ihn erfüllte, bisweilen niederzudrücken. Und daß er dann auch großer Gesinnungen fähig war, und daß der Anblick der Thaten des großen Königs und seines unbezwinglichen Heers, seine Brust mit Begeisterung zu erfüllen vermochte, bezeugt eine Ode, die, auch ohne den Einfluß ihrer übrigen Schönheiten, jedem Freunde des liebenswürdigen Dichters eine weh-

müthige Thräne ablocken wird. Sie schließt mit folgenden Versen:

Auch ich, ich werde noch, vergönn' es mir o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich seh dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel.

Der Wunsch, den Tod der Helden zu sterben, wurde ihm ein Jahr darauf, in der Schlacht bey Kunnersdorf, gewährt.

Ende des ersten Stücks.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dyck, Johann Gottfried, 1750-1815 [Herausgeber] / Dyck, Johann Gottfried, /
Schaz, Georg,

Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen nebst kritischen und historischen Abhandlungen über Gegenstände der schönen Künste und Wissenschaften
Bd.: Erster Band

Leipzig 1792

L.eleg.g. 79-1,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10573625-0
VD18 80335608-001